1,60 DM / Band 246
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Spielhöllen-Dämon

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Der Spielhöllen-Dämon

John Sinclair Nr. 246

von Jason Dark

erschienen am 22.03.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Spielhöllen-Dämon

Als der 16jährige Eddy Blyton die Stufen der langen Treppe hinunterschritt, da wußte er, daß seine große Stunde gekommen war.

Noch in dieser Nacht wollte er dem Teufel begegnen! Er bemühte sich, leise zu sein, denn seine Eltern hatten einen leichten Schlaf. Sie wurden schon wach, wenn draußen im Garten eine Katze miaute.

Eddy lächelte. Er wäre am liebsten vor Freude an die Decke gesprungen, doch er mußte sich zurückhalten. Nur noch wenige Minuten, dann würde er den Teufel beschwören. Er lachte, als ihm einfiel, daß ihn sein Lehrer mal ein mathematisches Genie genannt hatte. Das stimmte in der Tat. Er konnte mit Computern umgehen, er programmierte souverän und war auch in der Lage, ein mathematisches Schreckensbild zu schaffen.

Eddys Vater hatte mit Computern zu tun. Allerdings mit denen der Unterhaltungselektronik. Er war spezialisiert auf Spielautomaten und Video-Spiele.

Vor fünf Jahren schon, als der Boom gerade begann, hatte sich Eddy für diese Spiele interessiert. Er war von den Kästen nie wegzubekommen, und später wollte er auch wissen, wie das alles funktionierte.

Eddy kniete sich in die Materie rein. Hinzu kam seine hervorragende mathematische Begabung. Er begriff komplizierte Zusammenhänge sofort, löste die schwierigsten Aufgaben und wurde völlig frustriert, weil es für ihn kein Neuland mehr gab. Eddy begab sich auf die Suche nach anderen Geheimnissen. Er wollte die Welt erforschen und sie berechnen.

Die Weltformel, aufgestellt von einem großen Physiker namens Heisenberg, interessierte ihn.

Durch einen Video-Film kam er auf ein anderes Thema. Schwarze Magie und Teufelskult!

In seinem Kopf schien es eine Initialzündung gegeben zu haben, als er diesen Streifen sah. Plötzlich wußte er Bescheid. Seine Zukunft stand fest. Er würde sich mit dem Teufel beschäftigen und ihn per Computer unter Kontrolle bekommen. Aus dem Spieler wurde ein Fanatiker!

Eddy Blyton stellte fest, daß ihn die Schwarze Magie ebenso faszinierte wie die Mathematik. Er suchte nur nach einem Weg, beides unter einen Hut zu bringen. Dabei sollten ihm die Computer helfen!

Eddy erreichte den Keller. Sein Vater hatte ihn ausbauen lassen.

Da waren die Gänge verbreitert und Wände ausgestemmt worden, so daß größere Räume entstanden und sein Vater den Keller als Werkstatt und Lagerraum nutzen konnte. Hier fühlte sich Eddy wohl. Vater hatte ihm einen Raum als Labor eingerichtet. Hier konnte Eddy werken, forschen und probieren. Zu dem Labor besaß nur er den Schlüssel.

Es war nie völlig dunkel im Keller. Und auch nicht still. Das Summen der Klimaanlage hörte sich an wie das ferne Singen geisterhafter Wesen. Die Temperatur mußte wegen der empfindlichen Computer konstant gehalten werden. Die waren manchmal sensibler als Frauen.

Eddy bewegte sich auf Zehenspitzen voran. Er geriet auch in den Lichtschein der Notbeleuchtung, die seinen Körper seltsam verzerrte und ihn als Schatten gegen die Wand warf.

Der junge Mann ging durch den gesamten Flur und erreichte die letzte Tür, die zu seinem kleinen Reich führte. Daneben hing ein Spiegel. Er war so groß, daß sich Eddy von Kopf bis Fuß darin betrachten konnte.

Ein hübscher Junge war er nicht. Auf ihn flogen auch keine

Mädchen. Die Klassenkameraden lehnten ihn sowieso ab und ärgerten ihn, wo sie nur konnten. Eddy war beleibt. Er hatte überlange Arme und einen fast runden Kopf. Mit der Frisur hatte er schon immer Probleme gehabt. Er war deshalb auf einen Pony ausgewichen.

Das Gesicht war ebenfalls rund. Die Nase zeigte nach oben, die Lippen waren ein wenig fleischig, der Mund klein. Es fielen noch die Ohren auf, denn sie standen weiter ab als normal. Blieben noch die Augen zu erwähnen. Brauen waren keine zu sehen. Sie zeigten eine ebenso blasse Farbe wie das Gesicht des Jungen. Anders die Pupillen. Sie konnten manchmal grün leuchten, immer dann, wenn sich der junge Mann in Erregung befand. Ansonsten waren sie blaß und farblos.

Seine Eltern wußten nicht, was er im Keller trieb. Sie glaubten an mathematische Forschungen, an Computer-Programme, die vielleicht von der Industrie übernommen werden sollten.

Die Tür besaß ein modernes Schloß. Eddy holte den passenden Schlüssel hervor, schob ihn rein, drückte ein wenig dagegen und vernahm das klackende Geräusch, als die von ihm konstruierte Sperre ausrastete.

Jetzt hatte er freie Bahn.

Er drückte die Tür auf, huschte in den klimatisierten Raum und schloß den Eingang hinter sich.

Auch Computer, obwohl so klar durchdacht und funktionell gebaut, können unheimlich sein. Das merkte Eddy, als er einen Schritt von der Tür entfernt stehenblieb und in den Raum schaute.

Es brannte kein Licht, aber ein seltsames Fluoreszieren lag auf den Bildschirmen, Sichtgeräten und Monitoren. An einem Flipperautomaten glühten Lampen. Mal grün, mal rot. Intervallweise wechselten sie sich ab.

Neben dem Flipper stand ein hoher Kasten. Das war einer der Killerautomaten.

Man konnte mit einem elektronischen Gewehr auf sich schnell bewegende Ziele schießen.

Eddy Blyton brauchte Licht. Aber nicht das kalte der Leuchtstoffröhre, sondern ein gedämpftes und dadurch auch unheimlich wirkendes.

Er betätigte einen Hebel, merkte das Glühen, und im nächsten Augenblick konnte sich ein Besucher in ein Kino versetzt fühlen, als innerhalb der Holzverkleidung an den Wänden die Lampen allmählich aufglühten. Eddy blieb währenddessen an der Tür stehen, nickte zufrieden, weil alle Lampen brannten.

Jetzt konnte er sich um seine Angelegenheiten kümmern. Auf leisen Sohlen bewegte er sich nach rechts, wo die Konsole mit seinem Hauptcomputer stand. Ein Sichtgerät war angeschlossen. Der

Computer selbst sah aus wie eine übergroße Schreibmaschine.

Eddy bückte sich und öffnete an der Konsole zwei Türen. Aus dem Fach nahm er ein Buch, das er einmal auf einem Trödelmarkt erstanden hatte. Als er sich damals dazu entschloß, der Hölle entgegenzutreten, war er sehr konsequent gewesen. Er hatte sich mit dem Gebiet der Schwarzen Magie viel beschäftigt. Von den Anfängen bis in die Jetztzeit, und er hatte vor allen Dingen viel über den Teufel gelesen.

Satan, Satanskult, Teufelsanbetung, magische Rituale, Beschwörungen. Die Menschen im Mittelalter und auch in der Zeit danach hatten genau gewußt, was sie da taten. Sie waren noch naturverbunden, sie glaubten an Kräfte, die man nicht sah, und Eddy wurde fasziniert.

Dieses Gebiet nahm ihn ebenfalls so in Anspruch wie Jahre zuvor sein Forschen nach den Geheimnissen der Computersprache, und er bezeichnete sich selbst als ein Genie auf beiden Gebieten.

Er sammelte die Informationen über den Teufel, und er sammelte vor allen Dingen Bannsprüche. Mit diesen Informationen wollte er seinen Rechner füttern.

Er war gespannt, welch ein Ergebnis er erzielen konnte.

Eddy schaltete den Computer ein. Ein Summen ertönte. Kaum hörbar, weil es im Klang der Klimaanlage fast unterging. Einige Lampen glühten auf. Sie zeigten an, daß das Gerät unter Spannung stand.

Wie auch Eddy!

Aus der Konsole hatte er die Informationen geholt. In Rasterschrift standen sie auf einem grünlich schimmernden Blatt. Eddy schaltete eine kleine Leselampe ein.

Die uralten Bannsprüche und Formeln hatte er eincodiert und sie für den Rechner passend gemacht. Ein letzter Blick auf die Eingabetastatur des Rechners, ein kurzes Nicken, dann war alles klar.

Die computergesteuerte, elektronische Teufelsbeschwörung eines jungen Mannes konnte beginnen!

***

Genau um diese Zeit machte ich mich auf, um ins Bett zu gehen. Ich fühlte mich mies. Dies lag aber nicht in einem körperlichen Leiden begründet, es hatte seelische Ursachen.

Der letzte Fall war furchtbar gewesen.

Nachdem wir in Rumänien den Vampir-Baron erledigt und auch gegen Lady X und Vampiro-del-mar gekämpft hatten, die beide wieder entkommen waren, hatte uns ein Fall in die nähere Umgebung von London geführt, weil ein ehemaliger Gegner, der Schwarze Henker, wiederaufgetaucht war. In einer Burgruine auf einer kleinen Insel

hatte er sein Unwesen getrieben und die jungen Mitglieder einer deutschen Reisegruppe grausam terrorisiert. Er hatte zwei Tote hinterlassen, bevor es Suko und mir gelungen war, ihn zu stellen.[1] Dabei hatten wir ihm die Kapuze vom Kopf gerissen.

Ich erfuhr nun, daß sich nicht der Schwarze Henker aus den fernen Schottland darunter verborgen hielt, sondern jemand, den ich sehr gut kannte. Jane Collins!

Diesen Schock hatte ich nicht so leicht verdaut. Sie und Wikka, Janes große Meisterin, hatten mich zum Statisten degradiert. Beide konnten Suko und ich nicht fassen, und wir mußten davon ausgehen, von ihnen noch mehr Untaten präsentiert zu bekommen. Jane eine Mörderin! Das war das Schlimme an der Sache.

So unbegreiflich für mich, wie überhaupt alles unbegreiflich war, was mit ihr zusammenhing. Sie war in Wikkas Bann geschlagen worden, wollte mit ihrem anderen Leben nichts zu tun haben, und meine Freunde und ich waren für sie Feinde. Bisher hatte ich noch an eine Rückkehr geglaubt, doch nun hatte Jane Menschen getötet.

Konnte sie überhaupt noch zurückkehren? Diese Frage stellte ich mir immer wieder, und sie quälte mich wie eine seelische Folter.

Jane Collins eine Mörderin!

Nie hätte ich gedacht, daß es einmal soweit kommen würde. In den beiden vergangenen Nächten hatte ich kaum geschlafen, sondern immer wach im Bett gelegen und gegrübelt. Die anderen Gegner und Dämonen waren plötzlich so unwichtig geworden, mir ging es einzig und allein um Jane, die ich endgültig verloren hatte.

Und wenn ich wieder vor ihr stand – das würde unweigerlich geschehen –, wie sollte ich mich dann verhalten? Schießen?

Ja, ich mußte es. Jane war ebenso schlimm wie ein blutgieriger Vampir oder ein Werwolf.

Allein die Vorstellung bereitete mir Angst. Ich fürchtete mich schon vor der kommenden Nacht. Die langen Stunden, in denen ich wach lag, würden wieder beginnen. Dann drehten sich meine Gedanken um Jane und deren Schicksal. Suko und Bill, meine besten Freunde, hatten sich um mich gekümmert, aber es gibt gewisse Situationen im Leben, da ist der Mensch allein, da können andere noch soviel reden und es mit guten Worten versuchen, die Probleme werden nicht schwächer.

Sir James hatte mir sogar freiwillig Urlaub angeboten. Ich verzichtete darauf. Es war besser, wenn ich mich ablenkte. In den Urlaubstagen hätte ich sowieso nur über die ehemalige Detektivin nachgedacht.

Vor der Flimmerkiste hatte ich gesessen. Die Sendung war mir kaum in Erinnerung geblieben, weil meine Gedanken sich einzig und allein um das Problem Jane Collins drehten.

Vor dem Schlafengehen trank ich noch einen Whisky und ging dann ins Bad. Als ich die Uhr ablegte, schaute ich auf das Zifferblatt. Fast

Mitternacht. Nur noch 15 Minuten, dann begann der neue Tag. Ich dachte darüber nach, wieviel Arbeit er mir brachte.

Viel war es nicht. Wahrscheinlich mußten Akten aufgearbeitet werden. Zudem wollte Bill Conolly vorbeischauen und mit mir plaudern. Das war vielleicht gut. So wurde ich wenigstens abgelenkt.

Für die schnelle Abenddusche brauchte ich kaum länger als zwei Minuten. Ich frottierte mich ab und zog den Schlafanzug über. Das Kreuz ließ ich vor meiner Brust hängen. Ich nahm es auch während der Nacht nicht ab, weil es mir immer ein Gefühl der Sicherheit gab. Sollten mich meine dämonischen Feinde im Schlaf überfallen, war ich wenigstens geschützt.

Im Schlafzimmer lag das Bett noch vom Morgen aufgeschlagen.

Niemand hatte es gemacht. Ich setzte mich auf die Matratzenkante, legte das Kinn stützend in beide Hände und starrte gegen die Wand. Dann fiel mein Blick auf den Nachttisch, wo ich meine Uhr neben einem Buch abgelegt hatte, in dem ich seit zwei Tagen las. Es war eine SF-Geschichte, ziemlich abenteuerlich und spannend geschrieben. Den Inhalt hatte ich bereits vergessen, denn es blieb nichts in der Erinnerung haften. Ich hatte gelesen, ohne zu begreifen, was dort geschrieben stand.

Langsam ließ ich mich nach hinten kippen und spürte die weiche Matratze unter meinem Rücken. Sie war auf meiner Seite des Doppelbetts durchgelegen. Es wurde Zeit, daß ich mal wieder auf die andere Seite wechselte.

Eine Weile ließ ich das Licht brennen. Natürlich drehten sich meine Gedanken um Jane Collins. Aber nicht nur um sie allein, auch Wikka, die Dienerin des Teufels und die Hexe aller Hexen, spielte darin eine Rolle. Wie konnte man ihr beikommen?

Ich überlegte hin und her, machte Pläne, verwarf sie wieder, holte neue aus der geistigen Schublade, dachte sie durch, wälzte mich dabei von einer Seite auf die andere und stellte fest, daß mich das Licht der kleinen Nachttischlampe störte. Ich knipste es aus.

Wie ein Sack fiel die Dunkelheit über mich. Allmählich nur gewöhnten sich meine Augen daran, und ich sah die Umrisse des Fensters. Sie schimmerten matt. Ich hatte das Rollo nicht geschlossen. Hin und wieder zuckte ein heller Schein vorbei, das war alles.

Ich lag auf dem Rücken, hatte die Hände hinter dem Kopf verschränkt und stierte gegen die Decke.

Wie schon in den letzten beiden Nächten fand ich kaum Schlaf.

Es gelang mir einfach nicht, richtig abzuschalten. Jane Collins und der letzte Fall geisterten durch meinen Kopf. Mitternacht verging.

Noch immer lag ich wach.

Manche versuchen es mit dem Zählen von Schafen. Ich konnte ja Dämonen nehmen, aber das brachte auch nichts. Ich würde mich nur

selbst betrügen. Nein, ich mußte es anders versuchen, den Fall zu überwinden.

Ich konnte nicht sagen, wie lange ich wachgelegen hatte, aber irgendwann fielen mir die Augen zu. Ich schlief ein.

Es war kein tiefer Schlaf, zudem geplagt von wirren Träumen, die sich alptraumhaft entwickelten. Jane Collins spielte darin eine Rolle. Sie war der Mittelpunkt eines Kreises. Um sie herum bewegten sich Gestalten, die ich kannte. Suko, Bill, meine Eltern, Wikka, die Oberhexe. Sie alle tanzten einen gespenstischen Reigen um den Mittelpunkt Jane Collins, deren Kopf übergroß hervortrat. Die schwarze Kapuze, die sie trug, riß sie sich plötzlich herunter und lachte dabei hämisch.

Ich lag bewegungslos unter diesem Wirbel und konnte mich nicht rühren, bemerkte jedoch, daß der rechte Arm der ehemaligen Detektivin in mein Blickfeld geriet. Jane hielt eine Axt in der Hand.

Es war das Killerbeil des Henkers. Ich starrte genau auf die Klinge, die Jane Collins urplötzlich nach unten drosch und dabei genau auf meine Brust zielte.

Übergroß tauchte die Klinge vor meinen Augen auf. Ich wollte schreien, mich zur Seite wälzen, es gelang mir nicht. Die Klinge war schneller und spaltete meine Brust.

Der Schmerz war mörderisch. Brennend zuckte er durch meinen Körper. Ich riß den Mund auf, schrie, und, verdammt, ich hörte mich plötzlich selbst schreien und richtete mich schweißgebadet auf.

Die Sachen klebten an meinem Körper. Überlaut schlug das Herz.

Der Alptraum war schrecklich gewesen.

War es wirklich nur ein Traum?

Das Brennen auf meiner Brust blieb!

Himmel, das konnte doch kein Traum sein! Es war auch keiner.

Das Brennen hatte ich tatsächlich gespürt, und zwar durch mein Kreuz.

Plötzlich war ich hellwach. Es gab auch den Druck in meinem Kopf nicht mehr. Ich konnte wieder klar und logisch denken, senkte den Blick und sah innerhalb des Kreuzes ein rötliches Glühen, das sich an den vier Enden sogar noch verstärkt zeigte, denn dort waren Buchstaben der vier Erzengel eingraviert.

Und sie hoben sich deutlich von dem Silber ab!

Eine Warnung?

Etwas anderes konnte ich mir nicht vorstellen. Das Kreuz warnte mich vor irgendeinem Vorgang, der sich jetzt, in dieser Minute genau, abspielte.

Ich schwang meine Beine aus dem Bett und blieb auf der Kante sitzen. Dabei faßte ich das Kreuz mit den Fingern an und spürte die Wärme an meiner Haut.

Ich schluckte.

Deutlich sah ich die Buchstaben. Sie warnten mich, wollten mich auf irgend etwas aufmerksam machen, aber ich wußte nicht, auf was. Hing es vielleicht mit Jane Collins zusammen?

Eine Antwort bekam ich nicht.

Aber ich war beunruhigt. Irgendwo geschah etwas Dämonisches, Unheimliches. Da wurden die Kräfte der Finsternis angerufen, beschworen. Da traten Dämonen auf, gefährliche Höllenkräfte, die mich störten und die Magie meines Kreuzes beeinflußten.

Ich wurde nervös.

Nicht umsonst kämpfte ich gegen die Mächte der Finsternis. Und mir drehte sich fast der Magen um, wenn ich daran dachte, daß irgend etwas geschah, was mit meinem Job zu tun hatte, und ich nicht eingreifen konnte.

Das Grauen lauerte in der Nähe.

Natürlich hätte ich raten können, aber das brachte auch nichts. Es kamen viele Möglichkeiten in Betracht. Ich wunderte mich nur, daß die fremde Magie auf mein Kreuz direkt wirkte. Vielleicht hing es damit zusammen, daß es die ureigensten Kräfte der Hölle waren, die sich irgendwo etabliert hatten.

Ich verließ das Schlafzimmer. Den Blick hielt ich dabei immer auf das Kreuz gerichtet.

In den Wohnraum ging ich, machte aber kein Licht, schob mich an einem im Wege stehenden Sessel vorbei und blieb vor dem Fenster stehen, wo ich einen guten Ausblick auf London hatte.

London lag in nächtlicher Ruhe.

Nichts schien den Frieden zu stören. Einige Wagen fuhren auf den Straßen. Sie wirkten aus dieser Höhe sehr klein. Ihre Scheinwerfer erinnerten mich an winzige Augen. Von hier aus nicht größer als die Lämpchen in den Spielzeugeisenbahnen.

Nein, da war nichts zu sehen.

Und doch geschah etwas in den Häuserschluchten. Irgend jemand versuchte, Böses zu tun, die Hölle zu rufen und zu beschwören. Ein schrecklicher Vorgang, den ich nur ahnen, aber nicht lokalisieren konnte.

London blieb ruhig.

Am Himmel türmten sich dicke Wolken. Schnee hatte es noch nicht gegeben.

Wahrscheinlich würde es bald regnen. Um diese Zeit leuchteten mehr Lichter als normal, denn in drei Wochen hatten wir Weihnachten. Auch von meinem Fenster aus waren die strahlenden Tannenbäume auf den hohen Häusern zu erkennen.

Ich drehte mich wieder um.

Das Glühen hatte nachgelassen. Nur noch ein schwacher roter Schein

umflorte die Buchstaben. Ich konnte zusehen, wie er immer mehr verschwand und bald darauf nicht zu sehen war.

Die Rätsel waren nicht kleiner, sondern größer geworden. Diese Warnung hatte mich stark beunruhigt. Wenig später betrat ich mein Schlafzimmer mit der Gewißheit, auch weiterhin nicht einschlafen zu können.

Wovor hatte mich das Kreuz gewarnt?

***

Eddy Blyton kicherte.

Er stand leicht geduckt vor seiner Programmierkonsole, schaute auf seine Notizen und hob dann den Blick, um die Finger über die Tastatur des Computers gleiten zu lassen, weil er neue Informationen eintippen mußte.

Er hoffte und zitterte.

Wenn er alles richtig gemacht hatte, dann mußten diese Informationen ein Bild des Teufels geben. Der Satan war gezwungen, sich zu zeigen, das wußte er aus den Schriften. Es gab Formeln, durch die man den Teufel zwingen konnte, sich bemerkbar zu machen.

Das mußte doch zu schaffen sein.

Eddy arbeitete intensiv. Er hatte sich voll konzentriert. Schweiß stand auf seiner Stirn. Der Mund war geöffnet. Er atmete heftig, da er die innere Spannung nicht niederkämpfen konnte. In dieser Nacht mußte es gelingen, da sollte sein intensives Forschen endlich einmal Früchte tragen. Und wenn er kraft seines Computers die Hölle und den Teufel beherrschte, konnte ihm keiner etwas.

Seine Gedanken schweiften ab. Er würde sich schrecklich rächen.

Und zwar an denjenigen, die auch ihm Böses angetan hatten. Sie sollten die Kraft der Hölle spüren! Das hatte sich der junge Mann fest vorgenommen.

Er dachte auch an seine Eltern. Wenn die erfuhren, was er tatsächlich in seinem Labor trieb, sie hätten durchgedreht, das stand fest. Besonders seine Mutter, die sowieso leicht hysterisch reagierte und ihn, Eddy, immer noch für ein kleines Kind hielt.

Sie würde sich wundern. Nur sollte sie sich ihm nicht in den Weg stellen, denn jeder, der etwas gegen seine Forschungen unternahm, war verloren.

Er wollte auch keine Rücksicht auf seine Eltern nehmen. Dieser Junge war besessen.

Noch regierte die Technik. Von einer Schwarzen Magie spürte der Sechzehnjährige bisher nichts. Er hörte nur die sanften Echos der Anschläge, wenn er seine Informationen in den Computer tippte.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, die Alarmanlage einzuschalten. Eddy hatte sie heimlich gebaut. Ein Teil der Anlage

befand sich vor der Tür. Dort gab es einen Kontakt im Gang, der, wenn er ausgelöst wurde, ein optisches Signal einschaltete. Eddy war somit gewarnt.

Der junge Mann holte das Versäumte schnell nach. Jetzt konnte er in Ruhe an seine weitere Arbeit gehen.

Die Hälfte der Formeln hatte er eingetippt. Es war nur noch eine Seite, dann konnte er aufatmen.

Seine Spannung wuchs. Der Computer schluckte die Informationen wie ein Faß ohne Boden, und in weniger als zehn Minuten hatte es Eddy endlich geschafft.

Alles klar.

Die Blätter ließ er kurzerhand fallen. Er benötigte sie nicht mehr.

Wenn er sich über etwas informieren wollte, genügte ein Knopfdruck, und er konnte die Informationen abrufen.

Tief atmete er durch. Mit dem Handrücken wischte er den Schweiß von seiner Stirn. Er klimperte mit den Augen, die Zunge huschte nervös aus dem Mund und fuhr über die Lippen, wo sie einen glänzenden Speichelstreifen hinterließ.

Es gab unzählige Möglichkeiten, um die Formeln gegeneinander zu stellen oder miteinander zu verbinden. Der junge, besessene Mathematiker war von der Wahrscheinlichkeitsrechnung ausgegangen und glaubte fest daran, daß er eine gute Chance besaß. Irgendwann mußte er eine Konstellation errechnet haben, mit der er den Teufel rufen konnte.

An einem Tuch rieb er sich die Hände trocken, bevor er begann.

Ein Knopfdruck reichte. Er machte es spannend, ließ seinen Finger sekundenlang über dem Kontakt schweben, bevor er den Knopf nach unten drückte.

In der Maschine begann etwas zu summen. Zuerst nur leise und sehr entfernt zu vernehmen, dann huschten plötzlich Zahlenkolonnen über den Bildschirm des Monitors.

Lange Reihen mit grünlich leuchtenden Zahlen und Buchstaben.

Der Computer gab ein leises Rasseln von sich, ein Tacken. Mehr war nicht zu hören.

Eddy beobachtete genau. Es würde seine Zeit dauern. Obwohl der Computer ungeheuer schnell arbeitete, brauchte er dennoch lange, um alle Möglichkeiten durchzuchecken.

Auf dem Bildschirm erschien ein Zahlenwirrwarr. Da entstanden seltsame Gebilde, manchmal sogar kleine Kunstwerke, jedenfalls für einen Menschen wie Eddy.

Etwa zehn Minuten tat sich nichts Besonderes. Plötzlich aber zuckte der junge Mann zusammen, denn über den Bildschirm huschte ein dunkelroter Streifen.

Der paßte nun überhaupt nicht ins Konzept.

Wo kam er her?

Eddy stoppte den Computer. Er beugte sich weiter vor, seine Unterlippe zitterte.

Diagonal über den viereckigen Schirm huschte ein roter Streifen, der sogar ein wenig auseinanderfächerte, aber den gegenüberliegenden Rand nicht erreichte.

Er überdeckte auch die Zahlen, die sich zu einer bestimmten Formation zusammengefunden hatten.

Eddy zitterte am ganzen Körper.

Hatte er hier den ersten Erfolg errungen? Er schaute genau hin, las die Formel ab und erinnerte sich.

Ja, es war ein alter Zauberspruch aus dem vorletzten Jahrhundert. Er wurde von Hexen verwendet, die den Teufel damit anriefen. Und diesen Spruch hatte er noch mit einem Zitat aus einem alten Totenbuch zusammengebracht.

Das ergab diese Konstellation.

Das Totenbuch sollte von einer frühchristlichen Sekte abstammen. Es waren auch nur Fragmente aus Worten und Buchstaben übriggeblieben und aufgeschrieben worden. Eddy hatte ihnen kaum eine Bedeutung beigemessen. Ein Irrtum, wie er jetzt feststellte.

Noch wollte er sich nicht überzeugen lassen und suchte nach einer technischen Erklärung für das Auftauchen des roten Scheins.

Er fand keine. Ihm war unbegreiflich, wie es zu diesem Phänomen gekommen war.

Jetzt mußte er genau achtgeben und durfte keinesfalls etwas verkehrt machen.

Er ließ die Information auf dem Schirm und kramte in seinen Papieren nach.

Innerhalb kürzester Zeit hatte er sie gefunden, aber die Formel aus dem Totenbuch ging noch weiter. Es waren nur zwei Begriffe, aber auch die hatte er eingetippt.

Eddy setzte alles auf eine Karte und rief die Daten ab. Einen winzigen Moment mußte er sich gedulden. Er starrte auf den Schirm. Sein Mund war ein wenig geöffnet. Zwischen den Lippen sprühten Speichelbläschen. Die Faszination des Augenblicks hielt ihn umfangen. Würde es klappen?

Da erschien die Information. Die Buchstaben vervollständigten die Reihe, schlossen sie, und es kam zu der gewünschten Reaktion.

Plötzlich geisterte ein hohes Summen durch den Raum. Das Licht verlöschte, sprang wieder an, flackerte, und der junge Mann sprang von seinem Stuhl hoch. Zum ersten Mal bekam er so etwas wie Furcht. Er hatte sich vielleicht doch übernommen, denn nun wurden Kräfte frei, die er nicht mehr kontrollieren konnte. Selbst der Computer schien zu ächzen und zu stöhnen. Er vibrierte, was er zuvor noch nie

getan hatte. In seinem Innern schienen gewaltige Kräfte zu toben, die es darauf angelegt hatten, den Apparat zu zerstören.

Am verrücktesten spielte der Bildschirm. Dort entstand ein regelrechter Salat aus Buchstaben und Zahlenkombinationen. Alles wurde zu einem Chaos, verschwand, kehrte zurück und begann zu kreisen.

Die Informationen gerieten in einen Strudel. Wie ein Rad wurden sie herumgeschleudert. Schwarze Magie bemächtigte sich der Technik. Sie spielte mit ihr und zwang ihr den Willen eines schrecklichen Zaubers auf.

Eddy war fasziniert. Er konnte seinen Blick von dem Bildschirm nicht mehr losreißen. In seinen Augen stand ein nahezu unheimlicher Glanz. Die Hände zuckten, das Gesicht war gerötet, sein Blut floß viel schneller durch die Adern, und als die Schrift auf einmal verschwand, da verlöschte auch das Licht. Es wurde dunkel.

Nichts brannte mehr. Auch das leise Summen der Klimaanlage war unterbrochen. Nur noch der Bildschirm lebte. Und dies ohne Energie. Auf ihm erschien plötzlich ein Bild. Allerdings im Rastermuster der Computersprache, außerdem stilisiert dargestellt.

Dennoch gab es keinen Zweifel. Das Gesicht gehörte dem Teufel!

***

Er war da, er war gekommen. Eddy Blyton hatte es tatsächlich geschafft. Vom Monitor her leuchtete ihm das Gesicht des Satans entgegen. Und zwar in der Form, wie es in den alten Überlieferungen und Geschichten immer gezeigt wird.

Als ein dreieckiges, am Kinn spitz zulaufendes Gesicht, das entfernt Ähnlichkeit mit dem eines Ziegenbocks aufwies.

Die Satansfratze!

Eddy konnte sich kaum rühren. In seinem Innern tobten die Gefühle. Er glaubte, sein Blut wäre Meerwasser in einem Sturm. Sein Spiel mit dem Computer hatte endlich den erhofften Erfolg gezeigt.

Der Satan war da.

Er hatte sich ihm gezeigt, ihm, einem Jungen von 16 Jahren, der von den meisten seiner Schulkollegen verlacht, verhöhnt und verspottet wurde.

Das sollte sich ändern. Denn Eddy wußte aus seinen Schriften, daß demjenigen, der den Teufel beschworen hatte, der Satan auch gehorchte. So stand es geschrieben.

Eddy war von dem stilisierten Anblick so fasziniert, daß er kein Wort hervorbringen konnte, sondern nur auf den kleinen Monitor starrte. Das Gesicht des Teufels füllte den Bildschirm aus. Es glühte in einer dunkelroten Farbe und zitterte leicht an den Rändern.

Der Junge staunte. Seine Hände öffneten und schlossen sich. Er

traute sich kaum, näher an den Bildschirm heranzutreten, aus Angst, daß ihn die Ereignisse überrollten.

Und dann hörte er die Stimme.

Zuerst war nur ein Röcheln zu vernehmen, danach stieß das Gesicht die Worte aus, die dem Jungen dumpf entgegenklangen und in seinen Ohren dröhnten.

»Du hast den Teufel beschworen. Aus welchem Grund?«

Eddy Blyton ächzte wie ein alter Mann. Sein mathematisch geschultes Gehirn versuchte, die Worte zu begreifen. Es mußte doch eine Bindung geben, eine Basis.

Wieso konnte das Gesicht sprechen?

Ein Computer brachte man durch allerlei Tricks zum Reden.

Dazu gehörte nicht viel. Eddy konnte diese Maschinen so programmieren, daß sie ganze Sätze sprachen, aber daß ein programmiertes Bild oder Wesen sprach, war ihm doch mehr als unheimlich.

»Ich… Ich …«

»Komm her!« dröhnte es ihm entgegen. »Komm her zu mir, und schau mich an, du Wurm!«

Eddy schlich auf den Bildschirm zu. Den Kopf hatte er eingezogen, als fürchtete er sich vor unsichtbaren Schlägen. Seine Beine zitterten, und dieses Zittern übertrug sich auch auf seinen Körper.

Hatte er zuviel gewagt?

Während er ging und seinen Blick starr auf den Monitor gerichtet hielt, bemerkte er, daß sich am Gesicht etwas veränderte. Die Konturen traten nicht mehr so scharf und eckig hervor. Sie wurden weicher und zerflossen mehr.

Aber sie blieben dennoch sichtbar.

Der Junge verhielt seinen Schritt. Jetzt schaute er genau auf die Fratze. Die Distanz zwischen ihm und dem Schirm betrug nicht mehr als einen Schritt.

Jedes Detail konnte er erkennen. Das Gesicht zeigte tatsächlich ein Dreieck.

Im unteren Teil befand sich das Maul. Es besaß schmale Lippen, die ein wenig geöffnet waren, so daß der Junge Zähne sehen konnte, die ihn an Stifte erinnerten.

Eine schmale Nase stach aus dem Gesicht, das einen dunkelroten Schein zeigte.

Die Stirn war glatt und ziemlich hoch. Darunter glühten zwei Augen. Dieser Begriff fiel ihm ein, denn das Glühen erkannte er trotz der Schwärze, die die Pupillen des Teufels aufwiesen.

War es das Höllenfeuer?

In der letzten Zeit hatte er viel darüber gelesen. Von der Hölle und dem Feuer, in dem die Seelen der Verdammten schmachteten.

Bis vor einer halben Stunde war er nicht so recht davon überzeugt gewesen, daß es den Teufel wirklich gab. Nun sah er ihn vor sich und auch die beiden Hörner, die aus der Stirn wuchsen.

»Ich habe noch immer keine Antwort von dir! Was willst du? Soll ich dich vernichten?«

Eddy Blyton zuckte zurück. »Nein, nein!« keuchte er. »Um Himmels willen. Nicht, nur das nicht. Ich… Ich …«

Dröhnendes Gelächter brandete ihm entgegen. »Du kleiner Narr hast geglaubt, alles richtig machen zu können, wie? Jetzt hast du Angst, denn du hast mit Kräften gespielt, die dir über sind. Wie ist dein Name?«

»Eddy… Eddy Blyton!«

»Und?«

»Ich… Ich … wollte, daß du erscheinst.«

»Jetzt bin ich da.«

Der Junge wischte über seine nasse Stirn und schob die ebenfalls klebrigen Haare in die Höhe. »Ich möchte, daß du mir zu Diensten stehst.« Nun war es heraus, und Eddy atmete aus. Er hatte den Satz gesprochen, und er hatte ihn bewußt gesagt, denn in den Büchern war er oft zu lesen gewesen.

Reagierte der Teufel?

Ja, es tat sich etwas. Zuerst war es wieder das Gelächter, das durch den Kellerraum hallte. Hohn und Spott schwangen darin mit.

Dann jedoch änderte es sich. Das Lachen wurde satanisch, teuflisch und auch zornig. »Du?« schrie der Satan. »Du Winzling willst, daß ich dir gehorche? Darüber kann ich nur lachen. Wie größenwahnsinnig und vermessen mußt du doch sein, so etwas anzunehmen. Du hast dir gewünscht, mich zu beherrschen, weil du auch die Technik beherrschst. In dieser Sekunde, und das verspreche ich dir, beweise ich, wie sehr ich die Technik kontrolliere. Nicht allein hier, sondern im Umkreis von fünf Meilen werden alle Computer verrückt spielen. Die Magie ist stärker als die Technik. Beobachte deine Apparate.«

Automatisch folgte der Junge dieser Aufforderung. Sein Blick richtete sich auf die übrigen Computer und Spielautomaten.

Sie drehten durch.

An jedem Automat blitzten die Lichter, da rollten die Kugeln in den Flippern, es ertönten Schußdetonationen, wahre Orgien aus bunten Lichtern fluteten durch den Raum.

Es war gespenstisch, wie die Elektronik dem Satan gehorchte, und der Junge, der die Initialzündung des Ganzen war, zuckte zurück. Er war überzeugt, daß sein letztes Stündlein geschlagen hatte, denn mit dieser Machtdemonstration hätte er nie gerechnet.

An der Wand fand er den nötigen Halt, riß die Hände vor sein Gesicht und wartete, bis die Geräusche wieder abgeklungen waren.

Dann ließ er die Arme langsam sinken.

Alles war dunkel. Nicht einmal die Leselampe brannte. Nur auf dem Bildschirm sah er nach wie vor das Gesicht des Teufels.

»Angst, Kleiner?« höhnte der Satan.

Eddy war ehrlich. Lügen hatte keinen Sinn. Aus diesem Grunde nickte er.

»Wer Asmodis beherrschen will, der darf keine Angst zeigen. Das solltest du dir merken.«

»Ja… Ja«, stotterte der Junge.

»Normalerweise müßte ich dich vernichten«, redete der Teufel mit zynischer Stimme weiter. »Sogar langsam und quälend, damit du etwas von deinem Tod hast und dich darauf vorbereiten kannst, wenn deine Seele in meine Fänge gerät. Aber ich werde darauf verzichten, denn irgendwie hat es mir imponiert, daß ein Knäblein wie du Kontakt mit der Hölle aufgenommen hat. Deshalb höre ich dir noch eine Weile zu und werde erst dann die Entscheidung treffen. Hast du mich verstanden?«

Der Junge nickte heftig.

»Gut, Kleiner, dann sage mir offen, was du nun von mir willst. Nur beherrschen, das kannst du mich nicht. Den Satan beherrscht niemand!«

»Das verstehe ich jetzt.«

»Ich höre deine Vorschläge!«

Eddy Blyton erinnerte sich wieder an die Schriften, die er in den letzten Wochen so intensiv studiert hatte. Darin war nicht nur etwas von der Beherrschung des Satans geschrieben worden, sondern auch von einem Dienen.

Genau das mußte es sein. Wenn man dem Teufel diente, bekam man die Belohnung.

»Ich möchte dir dienen«, sagte der Junge.

Er hatte damit gerechnet, eine Antwort zu bekommen. Die allerdings blieb erst einmal aus. Asmodis überlegte sich sein Gegenargument sehr genau. Schließlich grinste er. Von einem Lächeln konnte man bei ihm nicht sprechen. Es war schon ein breites Grinsen, das sein Gesicht regelrecht spaltete. »So gefällst du mir schon besser, mein Kleiner«, flüsterte er mit rauher Stimme. »Viel besser sogar. Aber…«

Er lachte hämisch. »Wie willst du Wurm mir dienen?«

»Durch meine Computer!« Die Antwort kam spontan, und der Satan selbst zeigte sich überrascht, denn damit hatte er nicht gerechnet. Andere versprachen ihm Seelen, führten Aufträge aus, um auf ewig das satanische Leben zu bekommen, aber dieser Junge gab eine klare Erwiderung.

Er wußte genau, was er wollte, und selbst der Teufel zeigte sich beeindruckt.

»Durch Computer?« fragte er nach.
»Ja.«
»Erkläre mir das.«
Ein Ruck schien durch die Gestalt des Jungen zu gehen. Plötzlich fühlte er sich wieder aufgewertet, und er hatte es geschafft, die Scheu von diesem Wesen abzulegen. »Du, Satan, bist der Herr über die Hölle. Ich aber beherrsche etwas anderes, nämlich meine Computer. Wir beide könnten uns zusammenschließen.«
»Hört sich nicht schlecht an«, gab Asmodis zu. »Aber wie soll das genau geschehen?«
»Das will ich dir erklären. Wenn du mir die Macht gibst und mir einen Teil deiner magischen Kräfte überläßt, dann kann ich all die Automaten manipulieren. Verstehst du das, Satan? Die Automaten gehorchen nur meinen Kräften und tatsächlich aber dir, da du hinter mir stehst. Ich kann sie lenken, die Elektronik ist mit Magie gefüllt. Mit den Kräften der Hölle. Die Menschen, die Opfer der Automaten werden, verlieren ihre Seelen, und die gehören dir. So hatte ich es vor, so werde ich es machen. Ich manipuliere, und niemand wird mir auf die Schliche kommen. Ich sehe die Spielhallen schon vor mir. Sie sind voll. Vor allen Dingen junge Menschen kommen, und gerade sie willst du doch so gern in deine Klauen bekommen – oder?«
»Es stimmt.«
»Dann gehe den Pakt mit mir ein«, forderte der junge Mann.
»Versprichst du es?«
Der Satan zögerte. »Ja«, sagte er schließlich. »Ich werde dir die Macht geben.«
»Nur die Magie, denn die Elektronik beherrsche ich. Und wenn sich mir jemand in den Weg stellt, dann…« Eddy Blyton lachte schrill und kichernd. Es hörte sich bereits teuflisch an. Der Geist des Satans hatte schon Besitz von ihm ergriffen.
Blyton erinnerte sich auch an die Worte des Teufels. Im Umkreis von fünf Meilen spielten Computer verrückt. Das würde etwas geben, darauf konnte man sich schon jetzt freuen.
Eddy wollte noch etwas sagen, doch plötzlich sah er das Blinken einer Lampe dicht unter der Decke.
Rot – weiß… Rot – weiß.
Das Alarmsignal.
Jemand kam!

***

Von Schlafen konnte natürlich keine Rede sein. Ich schloß zwar die Augen, aber in Morpheus’ Arme glitt ich nicht. Unruhig wälzte ich mich auf dem Bett hin und her.
Träume plagten mich diesmal nicht. Es war mehr die innere

Aufgewühltheit, die mich nicht zur Ruhe kommen ließ. Ich dachte an mein Kreuz und zermarterte mir den Kopf, weshalb es so reagiert hatte. Da mußte doch irgendein verdammter Grund vorliegen, zum Henker.

Schließlich hielt ich es im Bett nicht mehr aus, drehte mich auf die rechte Seite und stand auf.

In meinem Kopf hatte sich ein dumpfer Druck ausgebreitet. Hinter den Schläfen hämmerte und pochte es. Da wallte das Blut, es dröhnte auch gegen die Schädeldecke, und selbst die Augen schmerzten.

Ich schlurfte in die Küche. Dort befand sich auch der Kühlschrank, wo ich etwas zu trinken fand.

Saft wollte ich nicht trinken, Alkohol ebenfalls nicht. Deshalb nahm ich die Flasche mit dem Mineralwasser. Ich goß ein Glas fast voll und leerte es in langen Zügen.

Das tat gut.

Kaum hatte ich das Glas abgesetzt, da meldete sich das Telefon.

Überlaut klang das Geräusch in der herrschenden Stille. Ich schaute auf die Uhr, als ich mich in Bewegung setzte.

Knapp eins.

Im Wohnraum hob ich ab und meldete mich ziemlich brummig.

»Hier Garner«, hörte ich eine Männerstimme. »Kommen Sie mal sofort rüber, Mr. Sinclair?«

»Garner?« erwiderte ich. »Welcher Garner?«

»Dr. Garner. Schichtleiter der EDV-Zentrale von Scotland Yard. Wissen Sie jetzt Bescheid?« Seine Stimme klang ziemlich bissig.

»Das reicht. Was ist denn los?«

Garner lachte. »Der Teufel ist los. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Wann kann ich Sie erwarten?«

»Ich schnalle mir eben meine Flügel um und bin gleich bei Ihnen«, erwiderte ich und legte auf.

Der Kerl hatte eine Laune, schrecklich. Andererseits mußte er wirklich vor einem schweren Problem stehen, wenn er mich mitten in der Nacht anrief.

Da ich es mir zur Angewohnheit gemacht hatte, am Abend bereits die Kleidung für den nächsten Morgen bereitzulegen, brauchte ich nur hineinzuschlüpfen.

Ich nahm auch meine Waffen mit, verließ die Wohnung und zögerte auf dem Flur.

Sollte ich Suko mitnehmen? Nein, er hatte seinen Schlaf verdient, und die Welt würde schon nicht untergehen.

Der Lift brachte mich in die Tiefgarage, die wegen ihrer Menschenleere gespenstisch wirkte. Die abgestellten Autos erinnerten mich an lauernde, sprungbereite Blechmonstren, die nur auf den Befehl zum Angriff warteten.

Ein Bentley-Motor läuft normalerweise leise, doch diesmal schallte es von den Wänden zurück, als ich startete.

Ich rollte auf die Rampe zu. Mit einem Schlüssel öffnete ich die Torsperre. Sie schob sich vor meinen Augen in die Höhe, ich bekam freie Fahrt.

Es war herrlich, um diese Zeit durch London zu fahren. Kein Verkehrsstau, keine großen Ampelstopps, wenig Betrieb auf den Straßen. Zweimal wurde ich allerdings von Streifenwagen mit heulenden Sirenen überholt.

Die Strecke zu meiner Arbeitsstelle schaffte ich in Rekordzeit, stellte den Wagen auf dem Parkplatz ab und fuhr sofort in den Keller, wo die technischen Räume liegen.

Normalerweise ist es im Keller immer ziemlich ruhig, doch als ich ihn betrat, da hörte ich bereits den hektischen Stimmenwirrwarr. Die Türen standen offen, ein Zeichen dafür, daß die Klimaanlage wohl nicht eingeschaltet war, und schon sah ich den Schichtleiter Dr. Garner, der mit wehendem Kittel auf mich zugelaufen kam.

Sein Gesicht zeigte die Röte des Ärgers und des Zorns. Hinter den Gläsern der Brille blitzten die Augen.

Ich blieb stehen und hob sicherheitshalber die Hände. »Ich bin unschuldig, Mr. Garner.«

»Ha«, sagte er und stoppte. »Das werden wir noch herausfinden. Mr. Sinclair.«

»Bitte.«

»Kommen Sie mit!«

So aufgeregt kannte ich Garner nicht. Selbst sein sonst so sorgfältig gescheiteltes Haar war durcheinandergewühlt.

Der ganze technische Kram war in den riesigen Kellerräumen untergebracht. Ich verstand nicht viel von diesen Fahndungsmethoden, obwohl ich darüber mal einen Kursus besucht hatte.

Die einzelnen Räume waren durch Glastüren miteinander verbunden. Auch die Wände waren aus Glas; der Chef konnte bequem die Mitarbeiter beobachten, was aber keiner tragisch nahm.

Und dann sah ich es auch.

Alle Computer waren eingeschaltet, auch die zu den Terminals gehörenden Monitoren wurden mit elektrischem Strom versorgt.

Doch auf den Sichtschirmen, wo normalerweise Zahlenkolonnen entlangliefen, sahen wir nur ein Bild.

Die Fratze des Teufels!

»Was sagen Sie jetzt, Sinclair?«

Ich erwiderte erst einmal nichts, denn ich war sprachlos. Mit vielem hätte ich gerechnet, damit allerdings nicht. Wieso erschien auf den Bildschirmen das Gesicht des Teufels?

Das mußte einen Grund haben, doch ihn herauszufinden, war wohl zum jetzigen Zeitpunkt unmöglich.

Ich schaute mir die Fratze an.

Ja, das war Asmodis. Einige Male hatten wir uns gegenübergestanden. Wir waren Feinde, Todfeinde, es gab nichts, was uns verband. In letzter Zeit hatte sich der Satan doch ziemlich im Hintergrund gehalten, weil er einige Wunden lecken mußte, die man ihm geschlagen hatte.

Mit Asmodinas Niedergang hatte es begonnen. Hinzu kam das Auftauchen der Großen Alten, die über den Satan als Dämon nur lachten, weil sie sich als stärker ansahen. Nun aber schien sich die Lage wieder ein wenig zu verändern.

Zudem war Wikka mit ins Spiel gekommen. Und die Oberhexe erinnerte sich wieder an die Praktiken des Mittelalters. Dort hatte man dem Satan gehuldigt. Die Hexen und der Teufel waren quasi eine Symbiose eingegangen. Wenn sich der Teufel auf irgend jemanden in der normalen Welt verlassen konnte, dann waren es die Hexen.

Und so wurde er sicherlich auch stärker.

Ich strich über mein Haar, ließ die Hand sinken und knetete mein Kinn. Eine Verlegenheitsgeste, mehr nicht.

»Wie ist das möglich?« wandte ich mich an die umstehenden Mitarbeiter, doch ich meinte Garner.

»Das wollte ich Sie fragen, Mr. Sinclair.«

»Ich kann Ihnen keine Erklärung liefern, Doc.«

»Auch nicht als Geisterjäger?« kam die spöttische Frage.

»Nein«, erwiderte ich scharf. »Sie müssen mir schon berichten, wie es zu diesem Phänomen gekommen ist.«

»Da gibt es nicht viel zu sagen. Urplötzlich wurden unsere laufenden Programme unterbrochen, und auf den Sichtschirmen erschienen diese Fratzen.«

»Also eine Störung von außen?«

»Das nehmen wir an. Nur keine normale. Es gibt ab und zu Störungen, da werden abgerufene Informationen zerstückelt, vor allen Dingen, wenn sie aus großen Entfernungen überspielt werden. Beim Bildschirmtext kann das passieren, aber so etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Dann hat es etwas mit Magie zu tun«, murmelte ich.

Einige Männer lachten spöttisch.

»Haben Sie eine bessere Erklärung?« fragte ich.

Die hatten sie auch nicht. Zwei senkten die Köpfe und schwiegen. Ich schaute auf das Bild. Dann hatte ich eine Idee und holte mein silbernes Kreuz hervor.

»Was wollen Sie denn damit?« fragte mich Dr. Garner.

»Werden Sie gleich sehen.« Ich beugte mich vor, streckte den Arm

aus und näherte mich mit der rechten Hand dem Bildschirm.

In diesem Augenblick verschwanden die Fratzen. Nicht nur auf einem Monitor, sondern auf allen. Zurück blieben die graugrünen Flächen der Bildschirme.

Wir alle waren sprachlos. Ich schaute auf den leeren Bildschirm, dann auf mein Kreuz und hörte das Summen. Die Elektronik der Maschinen sprang wieder an. Als wäre nichts gewesen, arbeiteten die Terminals normal weiter.

Dr. Garner ließ sich auf einen Stuhl fallen. Mit der flachen Hand klatschte er sich gegen die Stirn. »Das verstehe ich nicht. Es will in meinen Kopf nicht rein. In Ihren?«

Da die Frage mir gegolten hatte, bekam er auch die Antwort. »Sie haben mich vorhin ausgelacht, als ich von Magie sprach. Ich behaupte weiterhin, daß es so ist.«

»Und wer zeichnet dafür verantwortlich?« Er heulte fast.

»Der Teufel«, erwiderte ich lässig. »Sie haben ihn doch selbst gesehen. Es war der Teufel.«

Er wollte lachen, aber das Lächeln gefror ihm auf den Lippen, und er schüttelte sich. »Na ja, wenn es so ist, dann haben wir wohl mit unserer Technik keine Chance, oder?«

»Ich weiß es noch nicht, Doktor, aber ich verspreche Ihnen, daß ich mich um den Fall kümmern werde.«

»Ja, das hoffe ich.«

Es war genug gesagt worden. Hier konnte ich nichts mehr erreichen und verabschiedete mich.

Durch den langen Gang ging ich zurück. Allerdings verließ ich den Bau nicht, sondern fuhr mit dem Lift hoch, um meinem Büro einen Besuch abzustatten.

Nachts allein in einem Büro zu sitzen, macht keinen Spaß. Der Raum kam mir irgendwie kalt und fremd vor. Ich zog den Schwenkarm des Telefons zu mir rüber, schaute auf die Uhr und stellte fest, daß es zwei Stunden nach Mitternacht war.

Sir James würde sicherlich im Bett liegen. Darum konnte ich mich jetzt nicht kümmern. Schließlich hatte er nichts dagegen, wenn man ihn nachts rausklingelte.

Nach dem vierten Durchläuten wurde abgehoben. Die Stimme klang ziemlich brummig, änderte sich jedoch, nachdem ich meinen Namen gesagt hatte.

»Was gibt es, John?«

Ich brauchte nur wenige Worte, um zu berichten, was vorgefallen war. Sir James schwieg. Nach einer Erklärung fragte er nicht.

»Ich bin ratlos, Sir«, gab ich zu.

»Da können wir uns die Hand reichen. Und jetzt ist alles normal?«

»Ja.«

»Wir können nichts tun. Es wird am besten sein, wenn wir den morgigen Tag abwarten.«

»Den haben wir schon, Sir.«

»Ja, ich weiß. Legen Sie nicht jedes Wort auf die Goldwaage. Versuchen Sie, eine Spur zu finden, und sollte sich zwischendurch etwas ereignen, rufen Sie mich an.«

»Geht klar. Sir.« Nach diesen Worten legte ich auf und dachte nach.

Dieser Vorfall in der EDV-Abteilung war mehr als rätselhaft.

Ebenso wie die plötzliche Erwärmung meines Kreuzes. Obwohl man beides nicht miteinander vergleichen konnte, hatte ich das Gefühl, daß es doch einen Zusammenhang gab.

Den wollte ich herausfinden.

Ich rief bei Dr. Garner an. Ihn selbst bekam ich nicht an den Apparat, ließ ihn mir aber herbeiholen.

»Haben Sie die Lösung, Sinclair?«

»Noch nicht, aber Sie können mir dabei helfen.«

»Soll ich auch Geister jagen?«

»Nein. Etwas ganz Stinknormales. Zu welcher Uhrzeit ist der Teufelskopf auf den Sichtschirmen erschienen?«

»Kein Problem.« Er gab mir den genauen Zeitpunkt.

Ich hatte zwar nicht direkt auf meine Uhr geschaut, als ich eine Erwärmung des Kreuzes merkte, doch die Zeit, die mir Garner gab, mußte mit meiner ungefähr übereinstimmen.

»Sonst noch was, Sinclair?«

»Nein, nein, Mr. Garner.«

»Habe ich Ihnen denn helfen können?«

»Sehr sogar.« Wahrscheinlich ließ ich einen sprachlosen Mathematiker zurück, als ich auflegte. Ich schob meinen Stuhl zurück und stand auf. Im Büro hin und hergehend, begann ich nachzudenken.

Welch ein Vorfall konnte da über die Bühne gelaufen sein?

Ich wußte es nicht. Mir war nur klar, daß es sich um Schwarze Magie handelte und ich nicht einmal das Ende des roten Fadens in der Hand hielt. Aber das sollte sich ändern…

***

Eddy Blyton hatte den Kopf gedreht und schaute auf die blinkende Lampe. Sie war genau angesprungen, und er vernahm auch die Schritte. Mit offenem Mund blieb er stehen und lauschte einen Moment.

Ja, die Schritte kannte er. Sie gehörten seiner Mutter. Eigentlich war es ja die Stiefmutter, sein Vater hatte zum zweitenmal geheiratet. Eddy hatte diese Frau nie leiden können. Er sprach sie auch nicht mit Mutter an, sondern höchstens mit ihrem Vornamen.

Louise Blyton hieß sie jetzt.

Vor der Tür verhielt sie ihren Schritt. Diese Frau hatte einen sehr leichten Schlaf.

Es passierte des öfteren, daß sie nachts durch das Haus geisterte, weil sie vor lauter Nervosität keine Ruhe finden konnte. Diese Frau verbreitete auch tagsüber eine schlimme Hektik, die auf andere ansteckend wirkte.

Der Junge wartete ab. Er hatte dem Satan versprochen, daß er sich durch nichts stören lassen wollte. Und dazu zählte er auch seine Stiefmutter. Wenn sie irgendwelchen Ärger machte, hatte sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben.

Sie klopfte.

Es war ein hartes, forderndes Pochen, und Eddy zuckte zusammen, während gleichzeitig ein gefährliches Grinsen über seine dünnen Lippen huschte. Die würde sich wundern.

Und schon hörte er die Stimme. »Eddy?« Etwas fragend klang sie, auch unsicher.

Eddy blieb neben der Tür im toten Winkel stehen. Er atmete schwer, eine Antwort gab er jedoch nicht.

Und wieder: »Eddy, mach auf. Ich weiß, daß du wieder hier unten bei deinen Apparaten steckst. Es wird Zeit für dich, ins Bett zu gehen. Du mußt morgen in die Schule. Los, öffne!«

Eddy verzog das Gesicht. Schule, sagte sie. Verdammt, wie er dieses Gemäuer haßte. Nein, damit brauchte sie ihm nicht zu kommen. Er würde nicht mehr in die Schule gehen. Nicht jetzt, wo der Satan sein Verbündeter war.

»Eddy!« Die Stimme der Frau nahm einen drohenden Klang an. »Wenn du nicht öffnest, dann sorge ich dafür, daß dein Vater nach unten kommt. Was dir dann bevorsteht, kannst du dir ja denken!«

Ja, das konnte er. Sein Vater würde sich auf die Seite der Stiefmutter stellen. Auch er wollte nicht, daß Eddy bis in die frühen Morgenstunden herumexperimentierte.

Also durfte er es nicht soweit kommen lassen.

Er warf noch einen Blick auf den Bildschirm. Dort leuchtete das Gesicht des Teufels weiterhin in einem düsteren Rot. Und der Satan sprach zu dem Jungen.

»Hattest du nicht versprochen, jeden Widerstand zu brechen, Eddy?«

»Ja, das hatte ich.«

»Dann mach es auch.«

»Aber wie soll ich…?«

»Überlaß es mir, Eddy!« zischte der Teufel. »Überlaß es nur mir. Wir kommen schon klar. Du haßt diese Frau doch – oder?«

»Und wie!«

»Dann laß sie rein!«

Als Eddy das hörte, nickte er. Ja, Louise würde den Raum betreten

dürfen. Wie sie allerdings wieder hinauskam, das stand auf einem anderen Blatt.

»Ich mache auf.« Eddy sprach so laut, daß es seine Stiefmutter hören konnte.

»Wird auch Zeit!« Jetzt klang die Stimme schon aggressiv. Da Eddy die Frau genau kannte, wußte er, was ihm bevorstand. Die würde wieder einen ihrer Anfälle kriegen.

Eddys Hand näherte sich dem Schlüssel. Seine Finger umschlossen das Metall, dann drehte er den Schlüssel herum und sprang sofort zurück, da er ahnte, was kam.

Er sollte sich nicht getäuscht haben. Die Frau rammte in ihrer Wut die Tür auf.

Eddy war sicherheitshalber zurückgesprungen, sonst wäre er noch voll getroffen worden.

Dann stand sie auf der Schwelle.

Eddy befand sich zwei Schritte von ihr entfernt. Im Kellerraum brannte kaum Licht, nur die Lampe am Sichtgerät, aber Louise wußte, wo sie den Schalter finden konnte.

Sie drückte ihn nach unten.

Sofort wurde es heller, und die beiden so unterschiedlichen Menschen starrten sich an.

Für Eddy war dieses Weib mit den rotgefärbten Haaren, der blassen Haut und den langen, dünnen Fingern nichts weiter als eine Furie. Sie hatte sich einen verschlissenen Morgenmantel übergestreift. Da das Nachthemd einen tiefen Ausschnitt besaß, konnte Eddy unter dem Hals die Knochen erkennen, die das Brustbein bildeten. Die Frau war mager, übernervös, und Eddy konnte seinen Vater nicht verstehen, daß er so ein Weibsbild geheiratet hatte.

Eine Mutter war sie ihm nicht und würde sie ihm auch niemals werden, obwohl sie sich auf eine für Eddy lächerlich anmutende Art und Weise um seine Sympathien bewarb.

»Eddy…« Schon allein, wie sie seinen Namen aussprach, das widerte ihn an.

»Eddy, du verdammter Kerl, weshalb hast du nicht sofort geöffnet? Wolltest du mich ärgern?«

Als sie so sprach und auch einen Schritt näher kam, da roch der Junge die Fahne.

Sie hatte getrunken!

Der Haß stieg in ihm hoch. Wenn er etwas nicht leiden konnte, dann war es die Sauferei. Seine Stiefmutter war eine heimliche Trinkerin. Nachts schluckte sie, deshalb konnte sie auch nicht schlafen.

Und Eddys Vater ahnte von alldem nichts.

Er schlief und bekam nicht mit, wie seine Frau durch das Haus geisterte. »Geh«, sagte Eddy. »Geh wieder! Verschwinde in dein Bett.

Es ist besser für dich!«
»Nein, mein Kleiner, nein. Ich will bei dir bleiben, hast du nicht verstanden?«
»Hau ab!«
Sie lachte. Es war kein normales Lachen, sondern klang verdammt hysterisch. Die Wirkung des Alkohols ließ sich einfach nicht abschütteln. Sie stand unter Strom. Eddy kannte den Zustand.
Wenn sie einmal so reagierte, stand sie kurz vor dem Durchdrehen, dann hielt sie nichts mehr von ihrem eigentlichen Ziel ab. Sie betrat den Keller.
Eddy schielte zur Seite. Wenn Louise den Teufelskopf auf dem Bildschirm sah, wurde sie vielleicht noch verrückter. Doch die Gefahr bestand nicht, der Kopf war verschwunden. Eddy konnte aufatmen.
Jetzt streckte Louise den rechten Arm aus und krümmte den Zeigefinger. In dieser Pose erinnerte sie Eddy wirklich an die alte Hexe aus dem Märchen von Hansel und Gretel.
Und er haßte Hexen.
»Hau ab!« schrie er noch einmal. »Hau endlich ab, du verdammtes, versoffenes Weibstück!«
So hatte er noch nie mit seiner Stiefmutter gesprochen. Louise wollte es auch kaum glauben. Sie riß weit die Augen auf. Staunen erfüllte ihr Gesicht. Lippen und Kinn begannen zu zittern, in den Augen flackerte es, das Gesicht verzerrte sich; und dann hielt sie nichts mehr. Sie tat etwas, das ihrer Meinung nach schon lange fällig gewesen war.
Sie schlug ihrem Stiefsohn ins Gesicht!
Eddy wich nicht aus. Er zuckte nicht einmal zusammen, als die Hand gegen seine Wange klatschte. Der Junge blieb stehen und wurde bleich. Mehr geschah nicht. Aber in seinen Augen stand plötzlich ein Ausdruck zu lesen, den man mit dem Begriff Haß umschreiben konnte. Tödlicher Haß!
»Das hast du nicht umsonst getan!« knirschte er. »Nein, du dreckiges Biest. Dafür verdienst du eine Strafe – den Tod!«
»Was?« Sie kreischte auf und schwankte sogar ein wenig. »Du willst mir drohen?«
»Ja, das will ich!«
»Dein Vater schlägt dich zusammen. Dein Vater wird…«
Sie sprach nicht mehr weiter, da sie sich verschluckte. Dafür holte sie zu einem zweiten Schlag aus. Diesmal war Eddy schneller. Er bekam ihre nach unten fallende Hand zu packen und wuchtete die Frau herum. Louise stand sowieso unsicher auf den Beinen. Dem erneuten Druck hatte sie nichts entgegenzusetzen. Sie krachte gegen die Wand. Eddy trat die Tür zu. Vor seiner Stiefmutter baute er sich auf.
»So, jetzt sind wir allein. Und nun kannst du etwas erleben. Man schlägt mich nicht, denn ich bin etwas Besonderes. Ich habe einen

guten Freund, der mich beschützt. Es ist der Teufel!«

Er schleuderte ihr die Worte entgegen, und die Frau zuckte zusammen.

»Was sagst du da?« fragte sie keuchend und stierte ihren Stiefsohn an. »Du sprichst vom Teufel?«

»Genau!«

Sie holte tief Luft. »Du bist selbst ein verdammter Teufel, Eddy. Ja, du bist ein Kind des Satans, und ich werde dich vernichten, das schwöre ich dir.«

Sie sprang vor. Louise wollte es auf eine Auseinandersetzung ankommen lassen.

Endlich sollte ihr Verhältnis zu dem Jungen geklärt werden.

Eddy wich geschickt aus. Er ging nicht zum Gegenangriff über, sondern trat den Rückzug an. Schritt für Schritt. Immer so schnell, wie sich seine Stiefmutter voranbewegte, so daß die Distanz zwischen ihnen gleich blieb.

Eddy wollte sie weglocken.

Und er schaffte es.

Es stand ja nicht nur sein Computer in dem großen Kellerraum, sondern auch andere Spielgeräte.

Flipper und Killerautomaten.

Eddy wußte es selbst nicht, was ihn in die Nähe dieser Killerautomaten trieb.

Vielleicht leitete ihn der Teufel. Er lenkte die Schritte, und der Junge näherte sich immer mehr diesen Automaten.

Einer war besonders groß. Ein weit vorgezogenes Oberteil bildete ein regelrechtes Dach. Darunter war das Gewehr aufgebaut, und gegenüber befand sich der Leuchtschirm, wo, wenn der Apparat eingeschaltet war, die kleinen Flugzeuge aufstiegen.

Noch war er tot – bis Eddy plötzlich in seine Nähe geriet. Da hörte er das Brummen und bekam aus den Augenwinkeln mit, wie das Licht anfing zu flackern.

Der Apparat lief!

Eddy grinste. Er wußte zwar nicht genau, was geschehen würde, aber er konnte es sich denken.

Der Satan hatte eingegriffen!

Normalerweise zeigte das Gewehr in den Apparat hinein. Nicht nach vorn.

Plötzlich begann, es sich zu drehen, als würde es von unsichtbaren Händen geführt.

Eddy grinste hart. Seine Stiefmutter achtete nicht darauf, sie hatte nur Augen für den Jungen, der ihr den Tod angedroht hatte. Und dafür sollte er büßen. An den Haaren wollte sie ihn nicht nur aus dem Keller, sondern vor die Füße seines Vaters schleifen.

Diese Familie bestand nur noch aus Haß!

Eddy jedoch fühlte sich in seinem Element. »Na komm«, flüsterte er. »Los, komm her! Du willst mich doch, nicht?«

»Ich kriege dich auch. Freu dich nur nicht zu früh, Bursche. Dich machen wir fertig.«

Eddy lachte nur.

Das Gewehr drehte sich. Langsam, fast genußvoll wirkte dies.

Die Mündung folgte den Bewegungen der Frau, die sich an einem Flipperapparat entlangwand und plötzlich das breite Lachen auf dem Gesicht ihres Stiefsohnes sah.

Das machte sie stutzig.

»Komm schon!« lockte Eddy. »Komm her, du Hexe!«

Die Mündung war auf die Alte gerichtet. »Was willst du?« keuchte sie.

»Schau mal zu dem Apparat hin!« flüsterte Eddy heiser. »Los, sieh genau hin.«

Seine Stimme besaß etwas Zwingendes, dem auch Louise nicht ausweichen konnte, und sie drehte tatsächlich ihren Kopf.

Sie sah den Killerautomaten. Sie sah auch das Gewehr, schaute daran vorbei, und ihre Blicke bohrten sich in das dahinterliegende Dunkel, wo normalerweise die Zielfläche leer und verlassen lag.

Aber nicht jetzt, denn dort schimmerte etwas in einem gefährlichen Rot.

Der Kopf des Satans!

Zuerst stand Louise Blyton wie gelähmt auf der Stelle. Sie kannte diese Automaten recht gut. Ihr Mann hatte ja damit beruflich zu tun. Aber noch nie hatte sie einen Teufelskopf auf der Bildfläche gesehen.

Das war ihr neu.

»Was soll der Unsinn?« fuhr sie ihren Stiefsohn an. »Denkst du, damit könntest du mir Angst einjagen?«

»Es ist kein Unsinn, Mutter!« Das letzte Wort sagte er sehr spöttisch. »Dieser Kopf ist echt. Es ist der Teufel, der dort lauert und der dich auch holen wird. Denn Hexen gehören in die Hölle!«

»Eddy, ich…«

Die Frau stockte, denn sie bemerkte plötzlich, daß die Mündung des elektronischen Gewehrs genau auf ihre Stirn wies. Normalerweise kein Grund zur Panik. In diesem Fall allerdings sah sie das Gewehr aus ganz anderen Augen an.

»Nein, ich…«

Da blitzte es vor der Mündung auf.

Eddy lachte schrill. Er schaute genau zu, und er sah, daß etwas aus dem Lauf wischte.

Eine Kugel war es nicht. Er konnte auch nicht erkennen, um was es sich dabei handelte, aber er bekam mit, wie seine Stiefmutter

zusammenzuckte, als hätte sie einen mörderischen Schlag erhalten.

Den hatte sie auch bekommen.

Sie taumelte nach hinten, ihr Gesicht verzerrte sich. Sekundenlang zuckte ein feuriger Schein über die Haut, dann kippte sie nach hinten und schlug schwer zu Boden.

Reglos blieb sie hegen.

Eddy wartete noch, schaute auf die Frau, dann wieder auf das Gewehr, das sich in Bewegung setzte und erst zur Ruhe kam, als die Mündung wieder in das Innere des Killerautomaten wies.

»Gut gemacht, Satan«, flüsterte Eddy. »Bravo.« Er ging neben dem reglosen Körper seiner Stiefmutter in die Knie.

Die Frau atmete nicht mehr. Sie würde nie mehr atmen, denn sie war tot. Genau zwischen ihren Augen befand sich ein feuerrotes Mal tief in die Stirn gebrannt. Es war das stilisierte Gesicht des Satans!

***

Eddy schaute in die gebrochenen Augen seiner Stiefmutter. Jeder andere Junge in seinem Alter wäre davor zurückgeschreckt.

Er freute sich. Auf den Satan war Verlaß. Das merkte Eddy in diesen Augenblicken.

Hastig wischte er den Schweiß von, seiner Stirn. Er hatte also ein Versprechen gehalten und diejenige aus dem Weg geräumt, die ihn behindern wollte.

Als er die Stimme vernahm, zuckte er zusammen. Der Teufel sprach zu ihm. Sein Gesicht war noch immer auf der Bildfläche des Killerautomaten zu sehen. Es gloste in düsteren roten Farben, die Umrisse zitterten, und der Mund bewegte sich, als der Teufel anfing zu sprechen. »Nun, mein Diener, wie hat dir diese Demonstration gefallen?«

»Fantastisch«, flüsterte Eddy. »Sie war einfach fantastisch. Wirklich…«

»Ja, du siehst, daß du dich auf mich verlassen kannst. Ich hoffe deshalb, daß es auch umgekehrt so ist.«

»Auf jeden Fall!« erwiderte der Junge. »Du kannst dich voll und ganz auf mich verlassen.«

»Dann wird das Spiel weitergehen.«

»Und wie?«

»Dein Vater stellt doch die Automaten auf, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt.«

»Gut. Dann wird jeder Automat, den dein Vater in irgendeiner Halle stehen hat, magisch aufgeladen sein. Du kannst alles steuern, mein Freund. Durch deinen Computer. Du brauchst nur hier im Keller zu bleiben und dich auf den Automaten zu konzentrieren, der deinen oder meinen Befehlen gehorchen soll. Alles andere erledige ich.«

»Wann soll es geschehen?«
»Morgen schon? Oder heute? Hast du eine Idee, wo du beginnen willst, Junge?«
Eddy dachte nach. Plötzlich huschte ein gemeines Lächeln über sein Gesicht. »Ja, diese Idee habe ich. Aber ich möchte noch warten. Bis gegen Mittag.«
»Alles klar. Deine Wünsche erfülle ich dir, aber ich hole mir die Seelen.«
»Gern, Satan, gern!« Voller Haß stieß der Junge die Worte hervor.
Der Teufel sollte die Seelen bekommen, dafür würde er sorgen. Ja, die Seelen derjenigen, die ihn immer malträtiert hatten und ihn nie ernst nahmen. So und nicht anders mußte es kommen.
Er kicherte hohl, doch sein Gesicht verschloß sich, als ihm einfiel, daß er die Leiche seiner Stiefmutter wegschaffen mußte. Wohin damit?
Eddy überlegte. Auf keinen Fall konnte er sie in seinem Labor lassen. Spätestens in einigen Stunden würde es dem Vater auffallen, daß seine Frau verschwunden war. Er würde Nachforschungen anstellen und sicherlich auch das Haus durchsuchen. Die Tote mußte raus.
Eddy dachte an den Garten, der hinter dem Haus lag. Daneben befand sich ein freier Platz, der ebenfalls zu dem Grundstück der Blytons gehörte. Dort konnte die Tote ihren Platz finden, denn auf dem Grundstück gab es einen Einstieg in die Kanalisation.
Eddy hatte den Gedanken kaum zu Ende geführt, als er sich entschloß, seinen Plan in die Tat umzusetzen. Doch Eddy hatte Schwierigkeiten, die Tote hochzustemmen und über seine Schulter zu wuchten. Zweimal rutschte sie ihm wieder ab, er mußte nachgreifen, und beim dritten Anlauf schaffte er es schließlich. Die Leiche seiner Stiefmutter blieb auf der linken Schulter liegen. Eddy schwankte ein wenig. Er taumelte unter dem Gewicht der Toten, der Schweiß brach aus allen Poren, aber er biß die Zähne zusammen.
Zudem dachte er mit Schrecken an die Stufen der Treppe, die er zurückzulegen hatte.
Konnte er es packen? Ein Zurück gab es nicht. Eddy verließ mit seiner makabren Last den Raum. Er stellte fest, daß im Kellergang das Licht brannte. Dicht an der Wand hielt er sich und stützte sich am Mauerwerk ab.
Stufe für Stufe ließ er hinter sich. Es war Schwerstarbeit, die er zu leisten hatte. Unter dem Gewicht der Leiche keuchte er. Sein Atem ging schnell und unregelmäßig, mehr als einmal wurden seine Knie weich, doch er dachte an den Teufel, und diese Gedanken gaben ihm die Kraft, weiterzumachen. Keuchend ließ er die Treppe hinter sich. Als er oben war, schwindelte ihn. Zum Glück fand er am Geländer Halt, sonst wäre er nach hinten gekippt. Eddy gönnte sich eine Pause

von einigen Sekunden, bevor er sich auf seinen weiteren Weg machte.

Im Hausflur drehte er sich, da er durch die Gartentür wollte. Sein Vater schloß am Abend immer ab. Doch Eddy hatte einen Zweitschlüssel. Die Leiche seiner Stiefmutter ließ er zu Boden sinken und fühlte sich endlich von dieser Last befreit. Er hievte sie auch nicht mehr hoch, als er die Tür aufgeschlossen hatte, sondern packte einen Arm und zog die Tote weiter. Er schleifte sie über den Boden nach draußen. In der weichen Gartenerde hinterließ er Spuren. Es war ihm egal. Nach einigen Minuten erreichte er den Hof. War es zuvor im Garten stockfinster gewesen, so geriet er hier in den Schein einer kleinen, an der Mauer angebrachten Lampe. Es sah schaurig aus, wie der 16jährige Junge seine tote Stiefmutter über den Boden schleifte.

Bald erreichte er den Gully.

Und hier mußte er sich noch einmal anstrengen. Als er den schweren Deckel endlich in die Höhe gewuchtet hatte, fiel er nach hinten und blieb erschöpft liegen.

Zwei Minuten rührte er sich kaum. Schließlich hatte er diesen Zustand überwunden, packte die Tote, schaffte sie nahe an den Rand heran, und kippte sie in den Gullyschacht. Ein lauter Aufschlag, dann war es still.

Eddy Blyton nickte zufrieden. Und nachdem er den Gullydeckel über das Loch gewuchtet hatte, lächelte er schon wieder.

Die Spuren waren verwischt. Jetzt konnte die richtige »Arbeit« beginnen…

***

Am anderen Morgen fühlte ich mich noch zerschlagener als in der Nacht, Schlaf hatte ich so gut wie gar nicht gefunden. Ich sah aus wie mein eigener Großvater, und Glendas Gesicht nahm einen bestürzten Ausdruck an, als sie mich hinter dem Schreibtisch sitzend entdeckte. »John, was ist mit dir?«

Ich grinste schief. »Komm du mal eine Nacht ohne Schlaf aus.«

»Hast du eine Sause gemacht?«

»Ja, so kann man es auch nennen.« Ich wischte über meine Augen. »Wenn ich eine doppelte Portion Kaffee haben könnte, wäre ich dir sehr dankbar, Mädchen.«

»Wird schon gekocht.«

Jetzt betrat auch Suko unser gemeinsames Büro. Frisch wie der junge Frühlingsmorgen, und er fing an zu lachen, als er mich hinter dem Schreibtisch hocken sah.

»Die Nacht war hart, nicht?« Mein Freund und Kollege konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Aber nicht das, was du denkst.«

»Ärger?«

»Ja.« Ich setzte Suko mit knappen Sätzen ins Bild.

Zwischendurch brachte Glenda den Kaffee. Er war ausgezeichnet. Leider kam ich nicht dazu, ihn zu genießen, denn Sir James klingelte durch. Er bestellte uns zu sich.

»Und der Kaffee?« rief Glenda.

»Den nehme ich mit.«

Der Superintendent warf einen mißbilligenden Blick auf die große Tasse. Er war nicht allein. Ein älterer Mann saß in einem der Sessel und schaute kaum von seinen Akten auf, als wir das Büro betraten.

Sir James stellte uns den Knaben vor. Es war Professor Markham, ein Elektronik-Spezialist. Angestellt war er bei einem großen staatlichen Konzern, und aus seinem Mund erfuhren wir, daß es in der vergangenen Nacht noch einiges an Aufregung gegeben hatte.

Nicht nur bei Scotland Yard waren die Computer ausgefallen, sondern auch in den Privatfirmen und staatlichen Dienststellen, in denen nachts gearbeitet wurde. Da waren selbst die Krankenhäuser nicht verschont geblieben.

»Erschienen auf den Bildschirmen Teufelsköpfe?« wollte ich wissen.

»Ja, Mr. Sinclair, das ist es ja. Überall diese Schädel. Ich selbst habe zwar keinen gesehen, aber man hat mir davon berichtet. Es waren unabhängige Zeugen.«

Ich runzelte die Stirn. »Da sieht in der Tat nicht gut aus. Sie haben sicherlich nach einer Erklärung geforscht.«

Der Professor strich über sein dunkles, streng gescheiteltes Haar.

»Natürlich haben wir das. Aber ich muß ihnen gestehen, daß wir vor einem Rätsel stehen. Wir finden absolut keine Erklärung für dieses Phänomen.«

Ich hob die Schultern. »Ich kann Ihnen da nur mit einem Wort antworten, Professor. Magie!«

Um die Lippen des Wissenschaftlers zuckte es. Er war so höflich, daß er nicht laut lachte. »Ich habe mir erklären lassen, in welch einem Job Sie tätig sind, Oberinspektor. Sie müssen an Magie glauben, ich allerdings nicht.«

»Wie schön. Und es wäre noch schöner, wenn Sie mir eine rationale Erklärung geben könnten.«

»Hm«, machte der Mann. Diesmal hob er die Schultern. »Das kann ich eben nicht.«

»Also steht meine Behauptung noch im Raum. Wenigstens so lange, bis Sie sie widerlegt haben.«

»In der Tat, Mr. Sinclair. Nur verstehe ich nicht, wie Magie eine Technik beeinflussen kann.«

»Das ist uns auch nicht klar. Man kann da nur vermuten. Hinter alldem muß ein denkendes Gehirn stehen. Vielleicht ein Mensch, der mit schwarzmagischen Kräften spielt. Wenn das Gesicht des Teufels zu sehen war, kommt nur der Satan als sein Boß in Frage, und er wird

ihm vielleicht die Chance gegeben haben.«

»Welche Chance?«

»Die Computer auf magische Weise zu manipulieren. Aus Automaten Höllendiener zu machen.«

Professor Markham starrte mich mit offenem Mund an. Dann schüttelte er den Kopf. Er sagte kein Wort, war einfach sprachlos.

Danach schaute er unseren Chef an und erkundigte sich bei ihm.

»Was sagen Sie denn zu dieser Theorie, Sir James?«

Unser Chef hob die Augenbrauen. Dabei rückte er seine Brille zurecht. Ein Zeichen, daß er nachdenken mußte und seine Antwort sehr sorgfältig formulieren wollte. »Wir haben es hier mit unerklärlichen. Dingen zu tun, Professor. Sie haben Ihre Meinung offen und deutlich dargelegt, aber keinen Lösungsvorschlag gebracht. Aufgrund zahlreicher Erfahrungen weiß ich, daß die Theorien meiner Mitarbeiter zumeist Erfolg zeigen. Ich halte es deshalb für möglich…«

Der Professor stoppte unseren Chef mit einer Handbewegung.

»Sie brauchen erst gar nicht weiterzureden, Sir James. Ich weiß genug. Sie halten die Meinung Ihrer Männer für exakt und stellen Sie über meine Theorie.«

»Ja, Professor, das lehren die Erfahrungen.«

Markham nickte. Sein Gesicht lief rot an. Er ärgerte sich. Dann hob er die Hände, stemmte sie auf die Sessellehnen und erhob sich.

»Für mich gibt es hier nichts mehr zu tun. Tut mir leid. Trotzdem wünsche ich Ihnen bei Ihren Nachforschungen viel Glück. Ich werde mir die etwas mehr realistischere Seite des Falles vornehmen, wenn Sie gestatten.«

»Das liegt ganz bei Ihnen.«

Der Professor nickte uns zu, nahm seine Akte und verschwand aus dem Büro.

Sir James lächelte.

Suko meinte: »Ein ziemlich abweisender Mensch.«

Unser Chef schüttelte den Kopf. »Ich würde das nicht so sehen, Suko. Sie müssen davon ausgehen, daß dieser Mann streng wissenschaftlich orientiert ist. Nach dem, was ich ihm berichtet habe, ist für ihn fast ein Weltbild zusammengebrochen, das darf man nicht vergessen. Magie, Zauber, wer glaubt schon daran? Kein Mathematiker jedenfalls. Deshalb wollen wir Nachsicht üben. Aber nicht gegen uns.« Seine Stimme gewann an Schärfe. »John und Suko. Sie beide kennen die Gesetze. Sie wissen, wie die Hölle zuschlagen kann. Auch an Stellen und Orten, die eigentlich tabu sind und nichts mit dem normalen Teufelsbeiwerk zu tun haben. Wie finstere Keller, Verstecke oder Friedhöfe, wenn ich das mal so sagen darf. Der Satan bedient sich der modernen Technik. Was wir in der vergangenen Nacht erlebt haben, war die erste Warnung. Eine Ouvertüre gewissermaßen. Es kann aber

noch schlimmer kommen. Deshalb stoppen Sie ihn. Setzen Sie alles daran, diese Teufel oder den Teufel zu stoppen. Man weiß ja nicht, wer dahintersteckt.«

»Wir werden uns Mühe geben, Sir«, versprach ich. »Nur müßten wir erst einmal wissen, wo wir beginnen sollen.«

»Da kann ich Ihnen auch nicht raten.«

»Mal sehen.« Wir standen auf und verließen das Büro unseres Chef. Die Kaffeetasse nahm ich mit. Sie war noch zur Hälfte gefüllt.

Den Rest trank ich auf dem Gang.

Suko deutete auf den nicht weit entfernt stehenden Automaten.

»Vielleicht ist der auch beeinflußt worden.«

»Wieso?«

»Geh mal hin, und zieh Kaffee! Was kommt heraus?«

»Der Teufel, wie?«

»Genau«, erwiderte Suko. »Und zwar in Form von Teufelsoße.«

»Danke, die esse ich nur in Deutschland zur Curry-Wurst. Im Augenblick kann ich darauf verzichten.«

***

Am nächsten Morgen ging Eddy Blyton nicht in die Schule. Als sein Vater gegen sieben Uhr völlig verstört das Zimmer seines Sohns betrat; lag Eddy im Bett und tat, als wäre nichts geschehen. Er blinzelte einmal in Richtung Tür, wo sich die Gestalt seines Vaters sehr deutlich abhob.

»Deine Mutter ist verschwunden!« Das sagte Jack Blyton zur Begrüßung.

Der Junge setzte sich hin. Er gähnte ausgiebig und vernahm wieder die Stimme des Vaters.

»Hast du nicht verstanden? Deine Mutter ist weg!«

»Sie ist nicht meine Mutter.«

Die Antwort erfolgte knallhart. Jack nahm sie hin. An anderen Tagen hätte sich Vater stumm abgewendet und wäre gegangen, heute allerdings nicht. Da lief er rot an, und Eddy erkannte, daß der Vater dicht vor einer Explosion stand. »Mich interessieren deine Wortspielereien jetzt nicht«, zischte er. »Ich habe dir gesagt, daß deine Mutter verschwunden ist, und ich möchte dich fragen, ob du etwas bemerkt hast.«

»Ich habe geschlafen.«

Jack drehte sich um. Er war ein hochaufgeschossener Mann, der seine Haare zum Großteil schon verloren hatte und jetzt mit einer Halbglatze herumlief. Sein Gesicht ähnelte dem seines Sohnes. Es war ebenfalls rundlich. Auch der Bauch spannte sich über dem Gürtel seiner Hose. An diesem Morgen trug er einen braunen Cordanzug, ein kariertes Hemd und eine Strickkrawatte.

»Willst du sie suchen?« fragte Eddy.
»Ja.«
Eddy schwang die Beine aus dem Bett und schlüpfte in die Pantoffeln. »Aber einen Verdacht hast du nicht?«
»Nein.«
»Vielleicht hat sie wieder getrunken.«
Jack Blyton starrte seinen Sohn an. »Was weißt du denn schon darüber?«
»Möglicherweise mehr als du.«
»Und?«
»Nichts und.« Gelassen entledigte sich Eddy seiner Schlafanzugjacke. »Ich weiß, daß sie an keiner Schnapsflasche vorbeigehen kann.«
Der Mann verzog das Gesicht. »Es macht dir wohl Spaß, mir so etwas zu sagen, wie?«
»Kann sein. Aber mich soll es nicht interessieren. Sie ist ja nur meine Stiefmutter.«
Eddy setzte sich schlurfend in Bewegung, um die Dusche aufzusuchen.
Dabei mußte er an Jack vorbei, den die Worte seines Sohnes hart getroffen hatten.
Die schwere Hand des Mannes schoß vor, und die Finger gruben sich in Eddys Schulter.
Der Junge blieb stehen.
Sein und der Blick des Vaters trafen sich. »Wenn ich noch einmal so etwas aus deinem Mund höre«, sagte der Mann gefährlich leise, »dann beziehst du von mir die Prügel deines Lebens. Verstanden?«
Eddy blieb stumm. Erst nach einer Weile gab er die Antwort. »Ja, ich habe dich gehört, Vater. Sogar sehr gut. Ich möchte dir auch etwas sagen. Solltest du mich schlagen, überlebst du es nicht. Und das ist auch ein Versprechen!«
Jack Blyton wurde blaß. Er schnappte nach Luft, bevor er fragte:
»Was hast du da gesagt?«
»Du hast mich genau verstanden.« Mit einer schnellen Drehung machte sich Eddy frei und verschwand durch die offenstehende Tür nach draußen.
Jack Blyton blieb zurück wie ein begossener Pudel. Er begriff die Welt nicht mehr.
So kannte er seinen Sohn nicht. Noch nie hatte Eddy solche Worte gesagt. Und wenn er es sich recht überlegte, dann war es eine Drohung gewesen, die Eddy gegen ihn ausgestoßen hatte.
Gegen seinen eigenen Vater eine Morddrohung.
Der Mann konnte es nicht fassen.
Der laute Knall, mit dem Eddy die Tür zum Bad zuhämmerte, riß ihn wieder aus seinen Gedanken.

Wut und Zorn stiegen in dem Mann hoch. Das würde Eddy büßen. So konnte man nicht mit seinem Vater reden. Eine Ungeheuerlichkeit war dies.

Er drehte sich hastig um, rannte auf die Badezimmertür zu und stoppte dicht davor seinen Schritt, als er das Rauschen der Dusche hörte. Nein, es hatte keinen Sinn, mit Eddy zu sprechen. Er lehnte seine Stiefmutter völlig ab. Ihm war es egal, was mit ihr geschah.

Das hatte er ihm schon zu Beginn seiner Beziehung zu verstehen gegeben.

Obwohl Blyton noch nicht einmal 45 war, wirkte er in diesen Augenblicken wie ein alter Mann. Er zog den Kopf ein, hob die Schultern an und ging. Von Eddy konnte er keine Hilfe erwarten.

Zur Polizei wollte er auch nicht gehen. Es war noch zu früh, die hätten ihn nur ausgelacht. Mindestens einen Tag mußte er vergehen lassen, um etwas zu erreichen.

Eigentlich hätte er jetzt in sein Büro fahren müssen, doch er betrat das gemeinsame Schlafzimmer.

Das Bett seiner zweiten Frau war noch aufgeschlagen. Sie hatte auch nichts mitgenommen. Keine Spuren wiesen auf eine Flucht hin, auf ein Ausbrechen aus dem täglichen Einerlei.

Es war alles so verdammt normal!

Der Mann ballte die Hände. Seine Augen füllten sich mit einem Wasserschleier.

Alle hatten gegen Louise gesprochen, aber er hatte sie geliebt. Ja, es war Liebe gewesen.

»Louise«, flüsterte er. »Louise, bitte…« Er schüttelte den Kopf und ließ sich auf die Bettkante fallen. Etwa eine halbe Stunde blieb er so sitzen und starrte ins Leere.

Dann hatte er den Schock überwunden, gab sich einen innerlichen Ruck und stand auf. Tief atmete er durch. Danach bildeten seine Lippen einen Strich.

Vielleicht stellte sich auch alles als völlig harmlos heraus. Er durfte nur nicht den Kopf verlieren. Jack Blyton nahm sich vor, an diesem Tag doch zu arbeiten. Es hatte keinen Sinn, wenn er zu Hause blieb und Trübsal blies. Um seinen Sohn wollte er sich nicht kümmern. Von ihm war er zutiefst enttäuscht. Diese Antworten hätte er sich in seinen kühnsten Träumen nicht ausgerechnet.

Jack Blyton nahm seinen Schlüssel, die Papiere und verließ das Haus. Der grüne Rover stand in der Garage. Als er das in den Angeln quietschende Tor in die Höhe schob, schaute er nicht zum Haus hin. Er hätte sonst eine Bewegung hinter einem der Fenster sehen können. Dort wurde eine Gardine zur Seite geschoben.

Eddy.

Er lächelte und ließ die Gardine wieder zurückfallen. Jetzt war genau

das eingetreten, was er immer gewollt hatte. Er befand sich allein im Haus.

Angezogen war er. Sein nasses Haar stand struppig vom Kopf ab.

Eddy dachte nicht daran, sich zu kämmen. So etwas war unwichtig.

Viel wichtiger erschien ihm der Keller.

Er stieg hinunter.

Fröhlich pfeifend sogar, denn nun störte ihn niemand. Noch hatte er Zeit. Er konnte alles genau vorbereiten, und dann, in wenigen Stunden, würden sich einige wundern. Seine Rache sollte sie mit der Wucht eines Vorschlaghammers treffen.

Alle die, die ihn ausgelacht, verhöhnt und verspottet hatten.

Eddy rieb sich die Hände, öffnete die Kellertür und drückte sie sorgfältig hinter sich zu.

Vor seinem Computer-Terminal blieb er stehen. Er hatte nur die kleine Leselampe eingeschaltet. Ihr Licht reichte ihm. Seinetwegen konnte der Horror beginnen…

***

Der Spielsalon hieß MANHATTAN 2000. Ein Glitzerpalast, in dem Träume und Illusionen für die Dauer eines Spiels Realität wurden.

Hier konnte jeder der Sieger sein, was im normalen Leben oft nicht der Fall war.

Hier lud man aber auch seine Aggressionen ab. Und es waren vor allen Dingen Jugendliche, die nach der Schule dem Salon einen Besuch abstatteten, um den Ärger, den Frust und diese ganze verdammte Schule zu vergessen.

Der Besitzer der Spielhalle hatte dies in sein Kalkül mit einbezogen, und er hatte sich keinesfalls verrechnet.

Vom nahen College kamen die Jungen und die Mädchen. Das war nach jedem Schulschluß so. Für eine Stunde wollten sie sich an den Flippern und Killerautomaten austoben.

Zu jeder Clique gehörte ein Anführer. Auch zu der Spielhallen-Clique. Der junge Mann hieß Didier la Grange.

Schmalhüftig, scharf und verwegen, so bezeichnete er sich selbst.

Zudem war er der große Aufreißer, und die Mädchen lagen dem blonden Jüngling mit den halblangen Haaren scharenweise zu Füßen.

Jedenfalls behauptete er das immer. Die anderen Mitschüler hatten noch kein Mädchen zu Füßen des blonden Knaben liegen sehen. Deshalb machten sie sich heimlich über ihn lustig.

Aber sie ließen ihm den Spaß.

Nach der Schule stürzten sie sofort los. Natürlich war Didier la Grange wie immer der erste, wenn es darum ging, dem MANHATTAN 2000 einen Besuch abzustatten. In der Notenbewertung der Klasse lag er zwar ziemlich, weit hinten, aber das kümmerte ihn nicht. Er

glaubte an das Geld seines Vaters, eines Käsefabrikanten und Joghurt-Quirlers.

»Los, Leute! Die Flipper sind heiß. Sie warten auf uns. Die sind wie Weiber.« Er stand vor der großen Treppe und schwang seine Schultasche. Als einziger fuhr er einen Wagen, einen Spitfire. Wer mitfahren durfte, bestimmte er.

Er hatte sich für Gabi entschlossen. Sie stammte aus Deutschland, wohnte bei einer englischen Familie und wollte etwa ein Jahr lang auch in eine englische Schule gehen.

Gabi war eine Wucht.

Das deutsche *Frollein*, so wurde sie immer genannt. Bereits zwei Tage nach der Einschulung hatte sich Didier la Grange an sie herangeschmissen. Er war sich seiner Sache immer sicher. Seinem Charme konnte niemand widerstehen.

Gabi widerstand.

Zwar hatte sie sich erst ein wenig geschmeichelt gefühlt, mit ihm gehen zu können, aber sie setzte diesem Knaben Grenzen. Ein leichter Kuß, ein kurzes Streicheln, mehr war nicht drin.

Und das ärgerte den Schul-Casanova gewaltig. Es ärgerte ihn nicht nur, es machte ihn auch wütend, wobei es gleichzeitig noch seinen Ehrgeiz anstachelte.

14 Tage wollte er sich geben, dann hatte er Gabi herumbekommen.

Aber 13 waren schon vorbei. Es blieb ihn also nur noch eine Chance. Und das war schlecht.

Der Wagen parkte vor dem Schulgebäude. »Los, steig ein, Mädchen.« Natürlich war das Verdeck nach hinten geklappt. Bei einem Wetter wie diesem fuhren nur Verrückte oder Spinner im offenen Wagen.

Didier gehörte zu ihnen. Zudem kleidete er sich nach der neuesten Mode.

An diesem Tag trug er eine Lederjacke aus Büffelhaut, einen Schal, den er lässig zweimal um den Hals geschlungen hatte, Jeans, helle Stiefel und lange Strümpfe, die sich über den unteren Hosenbeinen befanden und sich weiß abhoben.

Alles hatte viel Geld gekostet. Die Etiketten in den Kleidungsstücken wiesen die Namen bekannter italienischer Modeschöpfer aus, aber der Vater bezahlte ja, und nur das allein zählte.

»Fertig?« fragte er Gabi.

»Klar.« Sie schielte nach oben. »Willst du mit offenem Verdeck fahren, Didier?«

»Sag nur, daß es dir zu kalt ist.«

»Warm nicht gerade.«

Er legte den Kopf zurück und lachte.

Sie zischten ab. Aus dem Auspuff quoll eine weiße Wolke, die sich zu einer Fahne verlängerte.

Die Klassenkameraden schauten den beiden nach. Manche schüttelten den Kopf.

Einer meinte: »Ich weiß auch nicht, wie der es immer schafft, die besten Girls zu kriegen.«

»Mit Geld«, sagte ein anderer. »Die Bräute fliegen doch auf so etwas. Okay?«

»Ach, halt doch die Klappe«, sagte eines der Mädchen. »Ihr wißt ja gar nichts.«

»Was wissen wir nicht?«

»Von ihm und ihr.«

»Kannst du dich vielleicht deutlicher ausdrücken?«

»Sicher kann ich das. Glaubst du etwa, Gabi geht mit dem Aufreißer ins Bett? Keinesfalls, die lacht ihn aus.«

»Sie hält sich geschlossen?«

»Ja, du Esel.«

Der Junge, der das gefragt hatte, nickte. »Dann wird sich der große Aufreißer aber einen Flop holen.« Die anderen lachten nach dieser Bemerkung, denn sie gönnten Didier die Abfuhr.

Danach schwangen sich die jungen Leute in die Sättel ihrer fahrbaren Untersätze.

Zumeist einfache Motorräder oder Fahrräder mit Hilfsmotor.

Natürlich erreichten Gabi und Didier den Spielsalon als erste.

Wie immer bremste der junge Mann so hart, daß der Wagen noch ein Stück rutschte und die Reifen jaulten.

Jetzt wußten alle, daß er da war.

Ohne die Tür zu öffnen, schwang er sich aus dem Spitfire und wartete ab, bis Gabi auch ausgestiegen war. Er hielt es nicht für nötig, ihr die Tür zu öffnen. Gabi quittierte dies mit einem leichten Lächeln. Die negativen Punkte des Knaben sammelten sich. Bald war die Reihe voll, dann würde sich Didier wundern.

In den unterteilten Glastüren des Eingangs spiegelten sich die innen angebrachten Lichter. Man hörte nichts, und als Gabi und Didier die Halle betraten, hatten sie das Gefühl, in eine andere Welt zu gelangen.

Es war nicht laut. Diese Zeiten hatten die Spielhallenbesitzer längst hinter sich. Wer heute die Hallen baute, der nahm schallschluckende Materialien, z. B. Dämmstoffe an den Wänden oder dicke Teppiche.

Es gab einen breiten Mittelgang. Rechts und links standen die Automaten. Vor dem Gang befand sich noch die Wechselkasse. Ein Glashaus, in dem eine dicke Negerin saß und so breit grinste, als hätte sie den Haupttreffer im Bingo gewonnen.

»Hey, ihr beiden!« rief sie. »Wollt ihr mal wieder ein kleines Spielchen machen?«

»Ja, wie immer.«

»Wechseln, Sonny-Boy?«

Mit dem Sonny-Boy war Didier la Grange gemeint. Es schmeichelte ihn, wenn er solche Worte hörte. Kleingeld trug er nie mit sich. Er protzte mit Scheinen und ließ sich einen davon wechseln.

Lässig schob er das Kleingeld in die Jackentasche. Die Hälfte wollte er noch seiner Freundin in die Hand drücken, doch Gabi schüttelte den Kopf. »Ich habe selbst.«

»He, warum bist du so pingelig?«

»Noch nie habe ich mich aushalten lassen«, erklärte sie.

»Aber das ist doch kein Aushalten. Ich…«

»Tut mir leid.« Sie ließ den Schaumacher stehen und ging allein weiter. Didier verzog das Gesicht. Er schaute ihr nach. Verdammt, die Puppe hatte einen Körper, der ihn regelrecht anmachte. Der grüne Rock saß sehr eng. Er umspannte die Außenseiten der Oberschenkel wie ein Etui. Dazu passend trug Gabi grüne Stiefel aus weichem Leder. Der ebenfalls grüne Pullover schwang locker um ihren Oberkörper, und das blonde Haar fiel bis auf die Schultern.

Die Jacke hatte Gabi im Wagen gelassen, dafür die Tasche mitgenommen. Sie hing über ihrer rechten Schulter und schwang bei jedem Schritt lässig hin und her. »Stell dich doch nicht so an!« rief Didier.

Gabi blieb stehen und drehte sich um. Ihr rundes Gesicht mit der kecken Stupsnase verzog sich, als sie die Lippen zu einem Lächeln kräuselte. »Was willst du eigentlich? Ich denke, wir spielen.«

»Klar.«

»Dann komm.«

Die beiden standen in einem Wettbewerb. Sie rechneten die Spiele gegeneinander auf. Wer nach dem morgigen Tag verloren hatte, konnte von dem anderen etwas fordern.

Darauf war Didier natürlich eingegangen. Allerdings wußte er nicht, daß Gabi schon in Deutschland mit einer Clique fast jeden Abend im Jugendheim flippern war und sie es schon zu einer wahren Meisterin gebracht hatte. So kam es, daß sie sogar einige Punkte Vorsprung hatte, und Didier mußte sich verflixt anstrengen, wenn er aufholen wollte. Die anderen kamen.

Sofort war die Halle mit Stimmenwirrwarr erfüllt. Für die übrigen Schüler gab es nur die Killerautomaten. Sie wollten ihre Erfolgserlebnisse dort holen. Gabi wartete am Flipper. »Wer hat das erste Spiel?«

»Der Verlierer von gestern.«

»Also du.«

Didier grinste schief. Gern hörte er so etwas nicht. Aber es war eine Tatsache, und daran konnte er nichts ändern. Er warf ein Geldstück in den Schlitz. Die Elektronik begann zu arbeiten. Eine Kugel wurde ausgestoßen, rollte in die Gasse und blieb liegen.

Lampen glühten auf der hochkant stehenden Fläche am Ende des Automaten. Unter der dicken Glasscheibe geriet ebenfalls etwas in Bewegung. Gongschläge erklangen, dazu summende Musik. Da der Apparat Digitalanzeige besaß, hörte man nur ein leises Ticken. Didier la Grange schob die Ärmel seiner Jacke ein wenig höher, bevor er seine Hände auf die mit Lederlaschen weich gemachten Kanten des Apparates legte.

Er zog die Spannfeder zurück. »Jetzt gilt es«, sagte er und konzentrierte sich. Er war voll eingestiegen. Für ihn gab es nur eins.

Sieg!

***

Und an den Sieg dachte auch ein junger Mann namens Eddy Blyton. Er hatte auf seine Uhr geschaut, ein wenig nachgerechnet und war zu dem Entschluß gekommen, daß seine Schulkameraden jetzt die Klassenzimmer verlassen mußten.

Auch sein besonderer Freund, Didier la Grange!

Ihn haßte er, und er war es, dem Eddy die Pest an den Hals wünschte. Er stand vor seinem Computer und schloß die Augen.

Ein Zittern durchlief ihn, als er an Didier dachte. Er sah ihn trotz der geschlossenen Augen genau vor sich. In Aufreißer-Pose stand er da, spöttisch auf die anderen niederblickend. Einen Arm hielt er um Gabi gelegt, die ihm, Eddy Blyton, auch sehr gefallen konnte.

Aber so etwas riß sich Didier unter den Nagel.

Eddy war sein Opfer gewesen. Didier hatte ihn verhöhnt und verspottet. Lächerlich gemacht, und das vor den Mitschülern. Die Mädchen hatten über ihn gekichert, keines wollte etwas mit ihm zu tun haben. Außerdem war er der beste Mathematiker aus der Klasse. Und mit so trockenen Typen schlief man nicht, das jedenfalls war die Meinung der meisten weiblichen Personen.

Wenn die gewußt hätten, wie trocken Eddy tatsächlich war, sie hätten sich gewundert. Er war der Mann, der sie alle in den Sack steckte, denn er hatte einen Freund wie keiner.

Den Teufel!

Jetzt mußten sie sich auf dem Weg befinden. Sicherlich fuhr dieser Hundesohn la Grange mit dem Wagen. Da war er blitzschnell am MANHATTAN 2000.

Eddy öffnete die Augen wieder. Er schien aus einem tiefen Traum erwacht zu sein.

Allerdings aus einem Alptraum, denn sein Herz schlug schneller als gewöhnlich, und auf seiner Stirn lag dick der Schweiß. Die Gedanken an la Grange hatten ihn innerlich aufgewühlt, er konnte sich fast kaum noch konzentrieren.

»Was ist denn mit dir?« hörte er die tiefe, leicht grollende Stimme. Er

zuckte zusammen, schaute dann nach vorn und sah das Gesicht des Teufels auf dem Bildschirm.

Eddy versuchte ein Lächeln. Es wurde nur ein Grinsen.

»Willst du nicht anfangen?« fragte der Satan.

»Ja, ja, ich…« Der Junge schaute auf seine Uhr. Gleich mußte es soweit sein. Sie standen sicherlich schon an den Flippern.

»Los«, sagte der Satan. »Ich gebe dir die Kraft. Hol dir diese Bastarde endlich!«

»Ja!« brüllte Eddy. »Ja, ich mache es…«

Sein Lachen hallte schaurig durch den Kellerraum, als er sich auf seine schreckliche Rache konzentrierte…

***

Die Kugel rollte!

Das kleine, runde, glatte glitzernde Stahlding, das so viele Menschen in seinen Bann ziehen konnte. Für die Jugendlichen waren die Flipper zu einer Weltanschauung geworden. Hier konnten sie spielen und gewinnen, aber auch verlieren. Nur machte das nichts.

Dann holte man eben ein Geldstück hervor und begann ein neues Spiel, wo die Chancen vielleicht besser standen. Leicht geduckt stand Didier la Grange an dem Flipperautomaten. Der Blick irrlichterte. Gleichzeitig war er irgendwie starr und strahlte einen Fanatismus aus, der sich auch auf seine Körperfunktionen ausbreitete, denn er vibrierte regelrecht, wenn sich die Kugel dem schmalen Ausgangsspalt näherte, in dem sie leicht verschwinden konnte.

Ein paarmal schon hatte er sie erst im letzten Augenblick zurückstoßen können, und jetzt bewegte sie sich im oberen Drittel des Flippers, rollte über Pin-up-Girls mit ihrem Zahnpastalächeln, fiel in Mulden, wurde wieder herausgeschleudert, tickte an die straff gespannten Gummibänder irgendwelcher Hindernisse und rollte in einem schnellen Zickzackkurs weiter. Die Kugel mußte sich nur bewegen.

Fast lautlos arbeitete die Digitalanzeige. In Rot erschienen die gewerteten Punkte. Sie sahen aus wie blutige Striche. Gabi beobachtete Didier sehr genau.

Sie erkannte auch, mit welch einer Verbissenheit er arbeitete.

Denn das Spiel war für ihn schon Arbeit.

Schweiß hatte sich auf seiner Stirn gesammelt und bildete dort ein Tropfenmuster. Gabi sah das alles etwas lockerer. Obwohl sie auch gern flipperte, hatte sie nie so verbissen um jeden Punkt gekämpft wie dieser junge Mann. Sie empfand es mehr als Spaß.

Oft genug hatte sie ihm zugeschaut. Heute allerdings wollte sie die Zwischenzeit nützen und selbst ein wenig spielen. Rechts neben dem Flipper stand ein Spielautomat. Ein sogenannter einarmiger Bandit,

wie er immer mehr in Mode gekommen war.

Kleingeld hatte Gabi. Sie warf es in den Freßschlitz, wie sie immer sagte, und schaute auf die Walze, die in eine heftige Rotationsbewegung versetzt wurde, so daß die einzelnen Symbole nicht mehr zu sehen waren und verwischten. Nach einigen Sekunden stoppte die Walze. Kein Gewinn.

Die Symbole stimmten nicht überein. Da sie mehrere Geldstücke in den Apparat geworfen hatte, bewegte sich die Walze weiter.

Gabi interessierte sich nicht mehr für ihren Apparat, sondern schaute Didier la Grange beim Flippern zu, der noch immer mit der ersten Kugel spielte.

»Du bist gut«, sagte sie.

»Ja!« zischte er, »und ich werde noch besser, verlaß dich drauf, meine Kleine.«

Gabi lachte nur. Es war wirklich eine Leistung, was Didier da vollbrachte, und sie hob den Blick, um auf die Punkteanzeige zu schauen.

Plötzlich stutzte sie.

Da stimmte etwas nicht. So hatte die hochkant stehende Rückseite des Apparates nie ausgesehen.

Zwar waren noch die Figuren zu erkennen, ein buntes Gemisch aus den Supermännern der Comic-Helden, aber etwas hatte sich geisterhaft über die Gesichter und muskulösen Körper geschoben.

Es war ein rötliches Gesicht, das Gabi sah.

Sie kniff die Augen zu, öffnete sie wieder, schaute noch einmal hin und stellte fest, daß ihr erster Eindruck geblieben war.

Zwischen den Digitalzählwerken und den bunten Figuren lag das Gesicht mit dem dreieckigen Zuschnitt.

Nein, es war eine Fratze!

Ein Gesicht sah anders aus. Nicht so schrecklich, so böse. Zwar gab es auch Zeichnungen von bösen Mienen und Ausdrücken, aber das auf dem Flipper wirkte so täuschend echt, daß dem deutschen Mädchen eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Gabi begann zu zittern.

Und Didier spielte weiter. Er sah nichts als die rollende Kugel.

Sie war ein Magnet für seine Augen. Er verfolgte sie mit seinen Blicken wie ein Raubtier das Opfer.

Wenn la Grange so weitermachte, stellte er noch einen neuen Rekord auf.

Seine Lippen waren zusammengekniffen und gleichzeitig zu einem Lächeln verzogen. In den Augen blitzte es, und als Gabi ihn anstieß, da schüttelte er nur unwillig den Kopf.

»Bitte, Didier.«

»Stör mich jetzt nicht.«

»Aber das Gesicht…«
»Welches?« fragte er und verfolgte dabei weiter das Rollen der Stahlkugel.
»Auf dem Flipper.«
La Grange lachte. Er schaute nicht einmal hoch, aber das Mädchen stellte fest, daß dieses Gesicht eine intensivere Farbe bekommen hatte. Es überstrahlte sogar die bunten Lichter und leuchtete in einem intensiven Rot.
Höllenrot!
Der Teufel! durchzuckte es die junge Deutsche. »Meine Güte, das ist der Teufel!« flüsterte sie. Endlich war es Gabi eingefallen. Sie hatte diese Physiognomie schon auf zahlreichen Bildern gesehen, und nun entdeckte sie es im Flipper.
Ihre Sinne schlugen Alarm!
Wenn der Teufel irgendwo auftauchte, dann hatte es eine besondere Bedeutung. Sie selbst war zu schwach, um dagegen anzugehen. Deshalb half nur die Flucht.
Und La Grange mußte ebenfalls weg.
Gabi wollte ihren Freund am Arm ziehen. Es war schon zu spät, denn der Flipper explodierte, und die Macht des Teufels traf die beiden mit voller Wucht…

***

Am schlimmsten erwischte es den jungen Mann. Er hatte sich so auf das Spiel konzentriert, daß ihm überhaupt nicht bewußt wurde, wie das hochkant stehende Teil explodierte.
Es flog, von Riesenkräften getrieben, auseinander. Eine dumpfe Explosion gab es.
Aus dem Flipper schoß eine gewaltige gelbrote Feuersäule. Sie schleuderte die Einzelteile in die Höhe und auch nach vorn auf den schreckensstarren Didier zu, der überhaupt nichts begriff.
Die Wucht der magischen Explosion traf ihn voll. Ein gellender Schrei hallte durch den Spielsalon. Gabi bekam mit, wie ihr Freund hochgeschleudert wurde. Eine unheimliche Kraft riß ihm die Beine vom Boden. Er befand sich waagerecht liegend in der Luft und landete unsanft.
Seine Schreie waren die eines Todgeweihten, denn eine nicht faßbare Kraft riß ihn zu sich heran und hinein in die gefährliche Feuersäule.
Didier la Grange verschwand darin. Er hatte keine Chance zu überleben, niemand konnte ihm helfen, und es gab nur eine Zeugin.
Gabi bekam mit, wie ihr Freund verschwand.
Er wurde im wahrsten Sinne des Wortes vom Teufel geholt. Sein Schreien war grauenhaft. Die Höllenkraft zog ihn über den Flipper und stopfte ihn förmlich dort hinein, wo sich das Loch und zuvor die

Teufelsfratze befunden hatten.
Er verschwand.
Gabi sah noch seine verzweifelt strampelnden Beine, die einen Augenblick später ebenfalls in die wabernde, höllische Glut tauchten.
Jetzt erst kam die Reaktion.
Gabi schrie.
Sie stand vor dem einarmigen Banditen und brüllte all ihre Angst und Panik hinaus.
Innerhalb der Spielhalle herrschte plötzlich ein gewaltiges Chaos.
Erst jetzt wurden die anderen Spieler richtig auf die Vorgänge aufmerksam.
Auch Gabi sollte nicht verschont bleiben. Als sie das Splittern vernahm, war es bereits zu spät.
Etwa in Kopfhöhe platzte der Spielautomat auseinander. Aus ihm trat keine Feuersäule, sondern eine schuppige grüne Klaue, die das Mädchen überhaupt nicht verfehlen konnte.
Gabi wurde gepackt.
Die Klaue drosch gegen ihren Hals, stieß sie zurück, aber nicht so weit, als daß sie eine Chance gehabt hätte. Die Klaue wollte richtig zupacken.
Und das tat sie auch.
Plötzlich bekam Gabi keine Luft mehr. Von einem Augenblick zum anderen war ihre Atmung gestoppt worden. Die riesige, schuppige Hand holte das Mädchen zu sich heran.
Die Deutsche wehrte sich.
Mit beiden Armen schlug sie zu, hämmerte gegen die Klaue und hatte dabei das Gefühl, auf Eisen geschlagen zu haben. Sie stemmte die Füße ein und hielt sich schließlich mit beiden Händen an den Kanten des Automaten fest. Auch das half nichts. Die Klaue war stärker.
»Ich hole dich, ich hole dich!« sagte eine flüsternde Stimme. »Du wirst keine Chance haben!«
Für einen Moment stutzte das Mädchen. Trotz der übergroßen Gefahr hatte es begriffen. Diese Stimme kam ihm bekannt vor.
Schon öfter hatte es sie gehört.
Am gestrigen Tag noch…
Dann wurde ihr schwindlig. Die Luftzufuhr war gesperrt. Atmen konnte sie nicht mehr. Sie würgte und keuchte, die Angst machte sie rasend, aber der Unheimliche kannte kein Pardon.
Auch das Mädchen verlor den Boden unter den Füßen. Es wurde in die Höhe gerissen und blitzschnell auf den Automat zugezogen.
Es erwartete einen Aufprall, doch die Gesetze der Physik waren aufgehoben. Die grüne Monsterklaue zog Gabi in den Apparat hinein.
Die junge Deutsche verschwand ebenso wie ihr Freund…
Das alles hatte nur wenige Sekunden gedauert. Und als es vorbei war,

begriffen die anderen Besucher erst richtig, was sich vor ihren Augen abgespielt hatte.

Ihre Klassenkameraden gab es nicht mehr.

Ein Mädchen schrie gellend. Es hörte überhaupt nicht auf, bis die dicke Negerin von der Kasse ihr zweimal ins Gesicht schlug. Sie hatte es einfach in ihrem Glashaus nicht mehr ausgehalten.

Der Schrei verstummte.

»Was ist denn passiert?« schrie die Negerin.

Alle redeten durcheinander. Sie deuteten auch auf die zerstörten Apparate, doch niemand traute sich, näher heranzugehen.

»Ich habe sogar die Fratze des Teufels gesehen«, erklärte einer der Jungen.

Die Schwarze fuhr herum. »Was?«

»Ja, das Gesicht des Teufels!«

Hastig schlug die dicke Negerin ein Kreuzzeichen. »Herr, Maria und Josef«, flüsterte sie, »beschütze uns vor allem Bösen. Der Teufel, der Teufel! Ich habe es gewußt. Diese Automaten sind Teufelswerk, sie…«

Das Wort wurde ihr im nächsten Augenblick von den Lippen gerissen, denn mit einer erneuten Explosion hatte niemand gerechnet.

In ihrer unmittelbaren Nähe zerriß es einen Spielautomaten. Metall und Glas wurden zerfetzt. Nach allen vier Seiten jagten die einzelnen Teile weg und trafen auch die entsetzten Schüler.

Ein Mädchen verdrehte die Augen und sank in die Knie. Über sein Gesicht lief Blut.

Die Negerin erfaßte die Lage sofort. Bevor die Kleine den Teppich berührt hatte, wurde sie von den starken Armen aufgefangen und in Richtung Ausgang gezerrt.

»Wir müssen fliehen!« rief die umsichtige Frau. »Schnell weg, Freunde! Raus hier!«

Erst jetzt begriffen die Schüler. Plötzlich war der Mittelgang nicht breit genug. Die Jungen und Mädchen stauten sich, jeder wollte der erste sein, und die Negerin hatte das verletzte Mädchen wie ein Kleinkind auf ihre Arme genommen.

Sie hastete als erste den Glastüren des Ausgangs entgegen.

Jeder schaffte es, die Spielhölle zu verlassen. Draußen hatten sich inzwischen Neugierige angesammelt. Zusammen mit den Besuchern der Spielhalle schauten sie zu, was noch passierte.

In den nächsten Augenblicken machte die Spielhölle ihrem Namen alle Ehre.

Der Raum wurde zu einer wahren Hölle!

Jeder Apparat explodierte. Keiner blieb verschont. Unglaubliche Kräfte waren am Werk. Der Reihe nach zerstörten sie die Geräte mit elementarer Wucht. Da blieb nichts verschont.

Und zwischendurch tauchte wie ein roter Schatten ein dreieckiges

Gesicht auf.
Der Teufel!
»Er holt seine Spielzeuge«, flüsterte die Negerin. »Er holt sie alle. Werkzeuge des Teufels sind es. Ich habe es geahnt, ich habe es…«
Das letzte Wort sprach sie nicht mehr aus, denn sie wurde ohnmächtig. Deshalb bekam sie auch nicht mit, wie der größte Killerautomat mit einem gewaltigen Krachen in die Luft flog.
Danach herrschte eine gespenstische Stille. Selbst die Zuschauer waren zu entsetzt, um etwas sagen zu können. Was hier vorgefallen war, begriff niemand…

***

Man hatte die Straße so abgesperrt, daß auch für uns kein Durchkommen war.
Ich mußte stoppen.
»Gehen wir den Rest zu Fuß«, sagte Suko, hob ergeben die Schultern und verließ den Bentley.
Auch ich stieg aus. Während ich den Wagen verschloß, dachte ich über den Grund nach, der uns hergeführt hatte. Es ging um eine Spielhalle, in der die Automaten explodiert waren. Kein Grund für uns einzugreifen, aber da waren einige Dinge, die uns doch stutzig gemacht hatten. Die Zeugen, es sollten junge Leute aus einer in der Nähe liegenden Schule sein, behaupteten übereinstimmend, daß sie vor und während der Explosionen eine rote Teufelsfratze gesehen hätten.
Das erinnerte mich natürlich an die Fratze, von der ich bereits gehört hatte.
Auch auf den Sichtschirmen der Computer waren die Gesichter zu sehen gewesen, und wenn man es genau bedachte, so waren diese Spiel- und Killerautomaten im Prinzip nichts anderes als Computer. Deshalb war unser Verdacht gar nicht soweit hergeholt.
Ich hoffte, daß wir hier eine Verbindung fanden, die auch den anderen Fall klären konnte.
An der Absperrung wollte man uns erst nicht durchlassen. Als Suko, der vorgegangen war, seinen Ausweis präsentierte, öffnete sich die Reihe aus Menschenleibern.
Weiter hinter uns wurde inzwischen der Verkehr umgeleitet.
Vor der Spielhölle standen Streifenwagen und auch Fahrzeuge der Ambulanz. Über Funk hatten wir erfahren, daß es nur eine Verletzte gegeben hatte. So etwas war schon beruhigend.
Mit Toten brauchten wir also nicht zu rechnen.
Allerdings war es etwas seltsam. Da sollten zwei Schüler verschwunden sein. Den uniformierten Einsatzleiter sah ich in der Nähe eines großen Kastenwagens. Er sprach mit einer dicken Negerin

und stockte, als wir näher kamen und er uns sah.
Wir kannten einander.
»Sinclair, da kommen Sie gerade richtig.«
»Wieso?«
»Die Frau hier hat einiges zu berichten, das Sie interessieren wird.«
»Und Sie nicht?«
Er verzog den Mund. »Ich weiß nicht so recht. Die spricht immer nur vom Teufel.«
»Aber es stimmt«, sagte die Frau. »Ich habe sie gesehen.«
»Wen bitte, Madam?« erkundigte sich Suko höflich.
»Die Gesichter habe ich gesehen.«
»Von Männern oder Frauen?«
»Nein.« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Das waren Gesichter des Teufels.«
Suko und ich schauten uns an. Dann legte der Inspektor eine Hand auf die Schulter der Frau und zog sie zur Seite. »Hier können wir uns besser unterhalten.«
Ich hörte dem Dialog zu und schaute währenddessen durch die Glastür in das Innere der Spielhalle. Dort sah es aus wie nach einem Wirbelsturm. Nichts stand mehr auf- oder nebeneinander. Unheimliche Kräfte hatten dort gewütet. Jeder Apparat war zerstört, zerrissen und zerfetzt. Die einzelnen Teile lagen weit verstreut. Sie waren gegen die Wände gehackt oder hatten sich in den Teppich gebohrt. Mich wunderte eins. Es hatte kein Feuer gegeben, trotz der zahlreichen Kurzschlüsse, die bei der Zerstörung aufgetreten sein mußten.
Das Innere der Halle wollte ich mir später anschauen. Jetzt waren erst einmal die Aussagen der Frau wichtig.
Und sie redete. Dabei bewegte sie die Hände und fast noch die Füße. Sie machte Suko klar, was geschehen war. Ihre Augen blitzten, die Pupillen rollten.
Der Inspektor hörte zu. Ein paarmal nickte er. Schließlich fragte Suko: »Sie sind also sicher, die Fratze des Teufels gesehen zu haben, Madam?«
»Ja, das bin ich.«
»Und wo?«
»Überall. In jedem Apparat.« Suko schaute mich an. Dabei sagte er leise: »Sie hat das Gesicht ebenso beschrieben wie dieser Garner.«
Ich hatte meinen Freund natürlich über den nächtlichen Besuch in der EDV-Abteilung informiert.
»Es war also der gleiche«, hielt ich fest. »Aber wo gibt es da eine Verbindung? Wer oder was ist der Schlüssel zu diesen verdammten Ereignissen?« Da war auch mein Freund überfragt.
Ich blickte an der Negerin vorbei auf die Schüler. Schweigend und

mit bleichen Gesichtern standen sie zusammen. Die meisten schauten zu Boden. Es redete kaum jemand.
Ich dachte an die beiden verschwundenen Menschen und ging zu ihnen. Wahrscheinlich bekam ich von den jungen Leuten Näheres zu hören. Sie schauten mich mißtrauisch an, als ich erklärte, wer ich war.
»Ich glaube, daß ihr mir helfen könnt, diesen rätselhaften Fall aufzuklären, und es ist auch in eurem Interesse, wenn ihr euch auf meine Seite stellt.« Sie nickten.
»Okay, dann wollen wir mal. Wie war das also mit den beiden verschwundenen Personen?«
Zwei oder gleich drei wollten reden. Ich pickte mir einen dunkelhaarigen Jungen heraus. Er berichtete.
Ich erfuhr eine unwahrscheinliche Geschichte. Die meisten hätten sie nicht geglaubt, doch ich dachte anders darüber. Während seiner Worte nickte ich ein paarmal, unterbrach ihn aber nicht, sondern fragte zum Schluß: »Das stimmt alles, was du mir erzählt hast?«
»Ja.«
Seine Schulfreunde nickten bestätigend. »Könnt ihr euch einen Grund vorstellen?«
»Nein!« lautete die einstimmige Antwort. »Aber es geschieht nichts ohne Motiv!« hielt ich entgegen. Sie konnten mir keines nennen.
»Ist denn irgend etwas Besonderes in den letzten Tagen vorgefallen bei euch? Hat es Ärger gegeben?«
»Auch nicht.«
»Gut.« Ich nickte. »Dann möchte ich euch eine außergewöhnliche Frage stellen. Gibt es einen Schüler unter euch, der sich, sagen wir, mit seltsamen Vorgängen beschäftigt hat?«
»Wie sollen wir das verstehen?«
»Magie, zum Beispiel.«
Einige wollten lächeln, doch das gefror ihnen auf den Lippen.
Nein, keiner wußte eine Antwort. Bis ein Mädchen schließlich meinte: »Eddy Blyton ist heute nicht dabeigewesen.«
Ich hakte sofort nach. »Wer ist das?«
»Ein Mitschüler, Sir. Seinem Vater gehören die zerstörten Automaten. Er stellt sie auf.«
War das eine Spur? Ich wurde ein wenig nachdenklich. »Und weshalb ist Eddy heute nicht zur Schule gekommen?«
»Das wissen wir nicht.«
»Der Lehrer hat also keine Entschuldigung bekommen?«
»So ist es.«
»Kann Eddy krank sein?«
»Sicher. Aber gestern hat er sich noch wohl gefühlt.« Das Mädchen hob die Schultern. »Wissen Sie, Sir, mit Eddy ist das etwas Besonderes. Er war nicht gerade beliebt.«

»Und warum nicht?«
»Denken Sie mal an Ihre Schulzeit. Waren da Streber in der Klasse beliebt?«
Ich lächelte. »Es kam drauf an.«
»Nein, nein, Sir. Eddy ist ein Typ, der nur seine Mathematik kennt und seine Elektronik. Er ist der beste Rechner. Kein Mädchen wollte etwas mit ihm zu tun haben, obwohl er auf eine von uns besonders scharf war.«
»Und wie hieß die Kleine?«
»Gabi.«
»Das Mädchen, das verschwunden ist?«
»Ja, Sir.«
Einer der Jungen sagte: »Da kommt übrigens Eddys Vater.«
Ich drehte mich um und sah einen etwas korpulenten Mann, der heftig auf die Polizisten einredete. Vielleicht konnte der mir mehr sagen. Ich bedankte mich bei den Schülern und ging zu ihm. »Mr. Blyton?« fragte ich.
Er stoppte seinen Redefluß und wandte sich scharf um. »Ja, das bin ich.« Aggressiv schaute er mich an.
»Mein Name ist John Sinclair. Scotland Yard.«
Der Mann schluckte. Das Blut aus seinem Gesicht verschwand, und er wurde bleich. »Was kann ich für Sie tun?«
»Zunächst einmal ein paar Fragen beantworten.«
Wir gingen zur Seite. Suko sah uns und kam ebenfalls. Er stellte sich vor. Blyton nahm ihn kaum zur Kenntnis. Er war völlig durcheinander. Seine Gedanken schienen auf Wanderschaft gegangen zu sein.
»Sie sind also der Besitzer der Spielhalle?« erkundigte ich mich bei ihm.
»Nein, Sir. Ich stelle nur die Automaten auf und warte sie auch.«
»Haben Sie eine Erklärung für das Unglück?«
Er schaute mich an, als hätte ich von ihm etwas Schlimmes verlangt. »Eine Erklärung?« hauchte er. »Nein, nie und nimmer. Ich stehe vor einem Rätsel, Mister.« Trotz der Kühle schwitzte er und wischte sich die Schweißperlen von der Halbglatze.
»Ich habe bereits mit den Schülern gesprochen. Sie waren Zeugen der Explosion, und sie sagten übereinstimmend aus, daß sie vor dem Auseinanderfliegen der Apparate die Gesichter des Teufels gesehen hätten. Können Sie sich das erklären?«
»Teufel?« flüsterte Blyton. »Aber wie…?«
»Also haben Sie auch keine Antwort?«
»Nein, nein. Ich bin ja nur froh, daß es keine Toten oder Schwerverletzten gegeben hat.«
»Dies ist noch nicht sicher«, erwiderte ich.
»Wie meinen Sie das?«

»Ein Junge und ein Mädchen sind verschwunden«, erklärte ich. »Zeugen wollen gesehen haben, daß eine unheimliche Kraft sie in den Apparat hineinzog.«

Er lachte schrill. »In einen Apparat?«

»Ja, und zwar in dem Augenblick, als dieser explodierte. Stellen Sie sich das einmal vor.«

Blyton schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch nicht. Nein, das ist unmöglich…«

»Ihr Sohn war heute nicht in der Schule?« Ich wechselte blitzschnell das Thema, denn ich wollte ihn überraschen.

»Das stimmt.«

»Ist er krank?«

»Nein, Sir.«

»Können Sie mir den Grund seines Fernbleibens erklären?«

Blyton holte tief Luft. »Sie glauben doch nicht, daß Eddy irgend etwas mit diesen schrecklichen Vorfällen hier zu tun hat, Mr. Sinclair?«

»Was ich glaube oder nicht, spielt keine Rolle. Ich stelle zunächst einmal etwas fest.«

Er senkte den Kopf und starrte auf seine Schuhspitzen.

»Vielleicht hängt es mit den Vorfällen heute morgen zusammen. Ich hatte mit ihm eine kleine Auseinandersetzung.«

»Darf man fragen, um was es ging?«

»Das dürfen Sie, obwohl es sehr mysteriös ist. Meine Frau ist nämlich verschwunden.«

»Einfach so?«

»Ja und nein. Als ich erwachte, war sie jedenfalls nicht anwesend. Sie hat auch keine Nachricht hinterlassen, wo sie sein könnte. Und mein Sohn wußte auch nichts oder wollte nichts wissen.«

Die letzten drei Worte hatten mich aufhorchen lassen. »Wieso wollte er nichts wissen?«

»Das Verhältnis zwischen meiner Frau und ihrem Stiefsohn ist sehr gespannt.«

Ich nickte, denn ich begriff. Dieser Mann hatte zum zweiten Mal geheiratet. Die Frau war von dem Sohn nicht akzeptiert worden.

Eine Sache, die oft genug vorkam, aber mich machte Mrs. Blytons Verschwinden stutzig.

»Hatte Ihr Sohn denn mit ihr eine Auseinandersetzung?« wollte ich wissen.

»Nur eine?« Blyton lachte. »Jeden Tag stritten sie sich. Manchmal war es nicht zum Aushalten.«

Ich folgerte weiter. »Kann man sagen, daß Ihr Sohn seine Stiefmutter gehaßt hat?«

»Damit haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Es war in der Tat

Haß.«
»Und kann Ihr Sohn mit dem Verschwinden seiner Stiefmutter etwas zu tun gehabt haben?«
»Nein.«
»Was macht Sie so sicher, Mr. Blyton?«
Er schaute Suko an, dann mich. »Wenn Sie so fragen, dann kann man annehmen, mein Sohn hätte seine Stiefmutter…« Die nächsten Worte sprach er nicht aus, dafür preßte er seine Hand auf die Lippen. Der folgende Gedanke erschien ihm doch zu ungeheuerlich zu sein.
»Sollen wir nachschauen? Oder haben Sie eine Vermißtenmeldung aufgegeben?« fragte Suko.
»Sie ist ja erst seit heute morgen weg. Da muß ich doch noch abwarten, bis…«
»Das stimmt. Aber Sie sollten nicht zu lange warten. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß das Verschwinden Ihrer Frau, die Explosionen in der Spielhalle und das Schulschwänzen Ihres Sohnes in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.«
»Meinen Sie?«
»Wir müßten da genauer nachforschen«, erklärte ich dem Automatenaufsteller.
»Und wo?«
»Werden Sie hier noch gebraucht?«
»Eigentlich ja. Ich muß den Schaden aufnehmen. Die Versicherungen, wissen Sie.«
»Es ist ja alles zerstört!« hielt ich ihm entgegen. »Außerdem können Sie meinen Kollegen Suko und mich als Zeugen bei Ihrer Versicherung nennen. Okay?«
»Wenn Sie der Meinung sind, daß es glattgeht, dann bitte.«
»Wohnen Sie weit von hier?« fragte ich.
»Nein, nur ein paar Minuten mit dem Wagen.«
Sein Haus lag in der City. Auch nicht sehr weit vom Yard Building entfernt. Wir waren sehr schnell am Ort des Geschehens gewesen.
Ich gab dem Einsatzleiter Bescheid, daß wir den Mann mitnehmen wollten. Er hatte nichts dagegen. Die Fragen waren gestellt.
»Sie können hinter mir herfahren«, erklärte Blyton, als wir neben meinem Bentley standen. Sein Rover parkte nicht weit entfernt.
Ich war einverstanden.
Als wir im Fahrzeug saßen, runzelte Suko die Stirn. »Was hältst du von der Sache?« fragte er mich.
»Es ist eine Spur.«
»Eine gute?«
»Das glaube ich. Diese seltsamen Zufälle sind für mich keine mehr, auch wenn sie so aussehen. Ich denke, daß es Eddy faustdick hinter seinen Ohren hat.«

Vor uns startete Blyton, ich gab ebenfalls Gas und hängte mich an die Rückleuchten.

Suko griff zum Hörer. »Ich informiere mal den Alten. Der wird sich bestimmt freuen.«

»Ja, mach das.«

Während Suko mit Sir James sprach, konzentrierte ich mich auf die Verfolgung des Rover. Meine Gedanken beschäftigten sich mit der Zukunft und vor allen Dingen mit Eddy Blyton.

Er war sicherlich kaum älter als 17. Konnte er dann bereits Kontakt mit der Hölle haben?

Wir würden es sehen.

***

Eddy Blyton stand vor seinem Computer. Er hatte den Kopf der kleinen Lampe schräg gedreht, so daß der weiße Lichtschein ihn nur streifte und er nicht geblendet wurde.

Der Teufel hatte in Wahrheit die Regie übernommen. Eddy führte nur seine Befehle aus. Er starrte auf den Sichtschirm. Dort leuchtete die Teufelsfratze. Sie schuf eine magische Verbindung zu den Apparaten in der Spielhalle.

Eddy wollte das Grauen. Zu lange schon hatte er auf seine Rache warten müssen.

Jetzt endlich konnte er sie genießen. Leider war es ihm nicht möglich zu sehen, was sich in der Spielhalle abspielte. Er hielt sich genau an das, was ihm der Satan geraten hatte. Eddy sollte seinen Haß auf eine Person konzentrieren, so daß sie genau getroffen wurde.

Diese Person war Didier la Grange. Wenn Eddy es schaffte, ihn zu vernichten, war viel gewonnen. Er gierte danach, diesen Bastard tot vor seinen Füßen liegen zu sehen. Und wenn es tatsächlich einmal soweit kommen würde, dann konnte er sich um die Kleine aus Deutschland kümmern.

Gabi Neumann sollte nur ihm gehören. Spielte sie mit, war alles klar. Wehrte sie sich allerdings, dann würde sie denselben Weg gehen wie Didier la Grange.

Zudem faßte der Gully noch einige Leichen.

Eddy rieb sich die schweißfeuchten Hände, als er daran dachte.

Die würden sich wundern. Alle sollten sich wundern, die ihn verhöhnt und verspottet hatten.

Und dann verschwand das Gesicht.

Zuerst erschrak Eddy Blyton tief, denn er glaubte, daß ihn der Teufel im Stich gelassen hatte, doch im nächsten Augenblick hörte er die Stimme des Höllenfürsten.

»Keine Bange, Eddy, es geht schon alles glatt. Ich habe mich nur ein wenig zurückgezogen und den Weg für dich freigemacht.«

»Wieso?«

»Schau auf den Bildschirm, dann verstehst du alles, mein Kleiner.« Der Teufel lachte, obwohl sein Gesicht nicht mehr zu sehen war.

Eddy aber senkte den Blick. Seine Augen weiteten sich, denn der kleine Monitor übertrug eine Szene, die sich weit von ihm entfernt abspielte. In der Spielhalle.

Er sah es wie in einem Film, und er erkannte auch seinen größten Feind. Didier la Grange.

Natürlich hielt er sich neben Gabi Neumann auf. La Grange spielte wie ein Besessener. Ihn interessierte nur die Kugel, während das Mädchen sich mit einem einarmigen Banditen beschäftigte.

Die übrigen Mitschüler interessierten Eddy vorerst nicht. Seine Aufmerksamkeit widmete er nur den beiden Personen.

An sie wollte er heran!

Er schaute weiter. Seine Lippen bewegten sich dabei, ohne daß Worte aus seinem Mund flossen. Er sprach unhörbar mit sich selbst.

In seinem Gehirn formulierte er Racheschwüre, setzte finstere Gedanken in lautlose Worte um und wünschte sich unter allen Umständen den Tod dieses verhaßten Mitschülers.

Da passierte es.

Plötzlich sah er das Gesicht des Teufels nicht mehr direkt auf dem kleinen Monitor, sondern innerhalb des Flippers, wo es einen roten Fleck bildete, dessen Umrisse ein wenig unscharf waren.

Trotzdem konnte er erkennen, daß es sich bei dem roten Fleck nur um das Gesicht des Teufels handelte.

Der Satan hatte seinen Standort gewechselt.

Tief atmete Eddy ein. Er wußte, daß der Höllenfürst Wort gehalten hatte.

Nun konnte es nicht mehr lange dauern, bis er zuschlug und Eddy seine Rache vollendete.

Ein satanisches Grinsen spaltete die Lippen des jungen Mannes.

Gabi Neumann war im Moment unwichtig, ihn interessierte nur Didier la Grange.

Da explodierte der Flipper!

Kein Laut war zu hören. Doch gerade diese Lautlosigkeit gab der Szene einen gespenstischen Touch. Die Einzelteile rasten raketenartig nach allen Seiten weg.

Wo sich das Gesicht des Teufels befunden hatte, öffnete sich ein gewaltiger Schlund, aus dem ein Sog herausfuhr, Didier la Grange packte und ihn über den Flipper riß.

Eine gelbweiße Feuerlohe strömte aus dem Explosionsloch. Gabi Neumann fuhr entsetzt zurück. Sie mußte mit ansehen, wie ihr Begleiter einfach verschwand.

Eddy lachte.

Es war ein irres, triumphierendes Gelächter, das durch den Keller hallte und seinen Körper regelrecht schüttelte. Er hatte gewonnen, denn der Teufel ließ seine Diener nicht im Stich.

Und Gabi?

Plötzlich veränderte sich auch etwas bei ihr. Der einarmige Bandit brach auf. Aus seiner oberen Hälfte schoß ein giftgrüner Arm mit einer geöffneten Klaue, und die packte zielsicher zu. Sie legte sich um den Hals des jungen Mädchens, das sich verzweifelt wehrte, doch gegen diesen Griff nicht ankam.

Der Junge erstarrte.

Seine Augen blitzten. Das hatte er nicht gewollt. Gabi sollte nicht auch noch ein Opfer des Teufels werden. Voller Wut schrie er:

»Nein! Sie darf nicht sterben!«

»Das wird sie auch nicht!«

Die Stimme war da. Eddy bekam einen Schreck. Aus seinem Mund drang ein saugender Atemzug. Er wirbelte herum, entdeckte jedoch nichts, sondern hörte nur ein Krachen und Splittern.

Hinter ihm war es aufgeklungen, so daß Eddy gezwungen war, sich abermals zu drehen.

Er sah ihn – Didier la Grange!

Aus einem der Killerautomaten wurde er allmählich herausgedrückt. Ein entsetzliches Bild bot sich den Augen des 16jährigen Jungen.

Mit dem Kopf zuerst schob die Höllenkraft Didier la Grange nach draußen. An seinem Kopf war nichts mehr normal. Er sah nicht mehr aus wie am gestrigen Tag.

Aus dem Jungen war ein regelrechtes Monstrum geworden.

Eine schwarze, verbrannte Leiche verließ den Apparat. Jetzt waren auch die Arme frei. Sie bekamen das Übergewicht, fielen nach vorn und baumelten weiter.

Eddy hielt den Atem an. Damit hatte er nicht gerechnet. Er schaute auf dieses Wesen, das einmal sein Klassenkamerad gewesen war, schluckte und sah in das Gesicht hinein, das dort zwei helle Punkte aufwies, wo sich die Augen befanden.

Da leuchteten die Augäpfel in einem blassen Weiß. Auch wo sich der Mund befand, gab es ein Loch. Für einen Moment konnte Eddy in die Öffnung hineinblicken, in der es rosarot schimmerte.

Dann fiel der Tote zu Boden.

Der dumpfe Aufschlag erreichte auch den jungen Mann und holte ihn in die Wirklichkeit zurück. Bisher hatte er das alles für einen Traum gehalten. Er wollte sich gegen die Tatsachen wehren. Nun aber mußte er einsehen, daß er mitten in der Wirklichkeit steckte.

Und nicht nur das. Eddy war sogar der zentrale Punkt.

Das machte ihm Angst.

Mit der Leiche seiner Stiefmutter hatte es begonnen, jetzt war eine

zweite hinzugekommen, die er aus dem Weg schaffen mußte.
Die Probleme wurden größer.
Als Eddy einen Blick auf den Bildschirm warf, da war das Bild verschwunden. Er schaute auf die leere graugrüne Fläche. Auch der Teufel ließ sich nicht blicken.
Und gerade jetzt hätte er dessen Rat gebraucht. Zudem fiel ihm auch Gabi Neumann ein.
Sollte sie das gleiche Schicksal erlitten haben wie Didier la Grange? Wenn ja, dann bereute er es, diesen Pakt mit dem Höllenfürsten eingegangen zu sein.
Es kostete ihn einen innerlichen Ruck, sich in Bewegung zu setzen. Er hatte Angst vor der nahen Zukunft, und er glaubte fest daran, daß er dieses höllische Spiel nicht überblickt hatte. Der Teufel war stärker als er. Eddy mußte die Befehle ausführen, die ihm ein anderer gab. Nein, der Gewinner war nicht er, sondern der Satan!
Auf Zehenspitzen ging er. Es war die Furcht, die ihn so handeln ließ. Obwohl er sich in dem Kellerraum nicht verfolgt glaubte, fühlte er sich doch nicht so gut, wie es eigentlich hätte sein sollen.
Nach wenigen Schritten erreichte er den Platz, wo die Leiche lag.
Aus der Nähe betrachtet sah sie noch schrecklicher aus. Eddy schüttelte sich, sein Atem ging stoßweise, und er schielte zu dem Apparat hin, aus dem die Leiche gekommen war.
Da sah er eine Bewegung!
Sie entstand in der Tiefe des Killerautomaten. Da das Gerät nicht eingeschaltet war, blieb auch die Spielfläche im Dunkeln. Doch der helle Fleck ließ sich nicht wegleugnen. Er war da, verdichtete sich, und ein Gesicht kristallisierte sich hervor.
Das Gesicht der Gabi Neumann!
Scharf saugte Eddy Blyton die Luft ein. Schon jetzt sah er, daß ihr nichts passiert war. Gabi war nicht verkohlt und verbrannt wie Didier la Grange, und seine große Angst, die er zuvor noch gespürt hatte, schmolz dahin.
Der Teufel schien doch nicht so schlimm zu sein…
Gabi Neumann kam auf demselben Weg wie ihr Freund. Geheimnisvolle Kräfte drückten sie durch den Automaten. Für Eddy hatte es den Anschein, als wäre ihr Körper überhaupt nicht existent, sondern ein reines Geistwesen, das erst normale Formen annahm, als es so weit vorgekommen war, daß der Junge es mit der Hand berühren konnte.
Er faßte zu.
Zum ersten Mal erfüllte sich für ihn ein Traum. Seine Finger konnten durch ihr blondes Haar gleiten. Er lachte auf, drehte den Kopf und flüsterte: »Satan, ich danke dir…«
Da hörte er das grollende Gelächter. »Ich habe dir doch gesagt, daß

ich dir ein guter Partner bin. Bist du zufrieden, mein Freund?«

»Mehr als das. Sie, nur sie allein wollte ich haben. Und La Grange sollte tot sein.«

»Er ist es, verlaß dich darauf. Und seine Seele habe ich an mich genommen. Wieder ein Opfer für den Teufel.« Asmodis kicherte. Er schwebte unsichtbar innerhalb des Raums. »Ich werde mir auch noch deine anderen Freunde holen. Als eine kleine Beigabe, nicht wahr?«

Eddy Blyton zuckte zusammen. Für einen winzigen Augenblick kam so etwas wie Menschlichkeit in ihm auf. Konnte er das überhaupt zulassen? Er kannte seine Klassenkameraden sehr lange. Es gab viele schlechte, aber auch gute.

»Was zögerst du?« fragte der Teufel. »Überkommt dich etwa das Mitleid?«

»Die anderen haben mir nicht soviel getan. Es war meist dieser verfluchte Didier la Grange.«

»Das interessiert mich nicht, Kleiner. Ich habe dir einen Wunsch erfüllt, und ich erfülle mir jetzt die anderen Wünsche, die deinem folgen. Mit einer Seele gebe ich mich nicht zufrieden. Ich brauche alle, und ich werde sie auch bekommen!«

»Das war nicht abgemacht«, stotterte der junge Mann, der abermals Furcht bekam.

»Wir haben auch nichts abgemacht, das stimmt schon. Von einer Zahl wurde nie gesprochen. Du wolltest deine Rache, Kleiner. Die hast du bekommen. Auch das Mädchen, obwohl ich dessen Seele gern für mich gehabt hätte.«

»Nein, ich…«

Der Satan lachte. »Es war auch nur so dahingesagt. Und jetzt gebe ich dir einige Zeit mit der Kleinen. Ich weiß schließlich genau, was du begehrst.«

Nach diesen Worten kicherte er noch einmal auf, dann wurde es still in dem Raum.

Eddy Blyton stand allein zwischen all seinen Geräten und Computern. Er starrte auf das am Boden liegende Mädchen. Gabi lag auf dem Rücken. Die Augen zeigten einen leeren Ausdruck. Sie schien ohnmächtig zu sein. Deshalb bückte sich der Junge und tätschelte die Wangen seiner Mitschülerin. »He, Gabi, wach auf!«

Sie rührte sich nicht.

Eddy verzog das Gesicht und legte seine Stirn in Falten. Er wollte hier nicht lange sitzen und warten. Er dachte darüber nach, wie man eine Bewußtlose am besten wieder in die Wirklichkeit zurückholte, und da fiel ihm das Wasser ein.

Eddy hetzte aus dem Raum. Es gab hier unten eine Waschküche.

Dort befand sich auch ein Wasseranschluß. Ein kleines Gefäß fand er ebenfalls und füllte es.

Mit dem Wasser kehrte er zurück, wollte es in das Gesicht des Mädchens träufeln, als Gabi ihre Augen aufschlug. Eddys Hand zuckte sofort zurück, und er stellte das Glas ab.

Vor ihr baute er sich auf. Er hatte den Kopf gesenkt und schaute direkt in das Gesicht des jungen Mädchens, denn er wollte jede Reaktion sofort ablesen können.

Sie sah ihn.

Zuerst zwinkerte sie ungläubig mit den Augen, da sie den Anblick nicht fassen konnte. Dann schluckte sie, öffnete den Mund, wobei sie keinen Laut von sich gab, und erst als der junge Mann kalt lächelte, da richtete sie sich auf und fragte staunend: »Eddy?«

»Ja, ich bin's!«

Gabi Neumann schüttelte den Kopf. Automatisch nahm sie die ausgestreckte rechte Hand des Mitschülers, damit Eddy ihr auf die Füße half. Als sie endlich stand, war sie so schwach, daß sie zur Seite gehen und sich an einen Apparat lehnen mußte.

»Geht es dir gut?« fragte Eddy.

»Ich… Ich weiß nicht …«

»Klar geht es dir gut. Du bist ja bei mir.« Eddy grinste, und seine Augen funkelten, denn er hatte seine begehrlichen Blicke über den Körper des Mädchens wandern lassen.

»Wo… Wo ist Didier?« fragte Gabi.

Eddy Blyton knurrte vor Wut. Ausgerechnet nach diesem verdammten Kerl erkundigte sie sich. Das war die Höhe. Sie konnte froh sein, daß sie noch lebte.

Schließlich hatte der Teufel auch ihre Seele haben wollen, und jetzt fragte sie nach Didier.

Das war nicht zu fassen.

»In der Hölle!« kicherte Eddy. »Dein Freund ist beim Teufel. Da gehört er auch hin!« Er lachte irre, so daß Gabi Neumann vor Furcht zurückzuckte, zwei Schritte machte und deshalb einen anderen Sichtbereich bekam.

Sie entdeckte die verkohlte Leiche!

Zuerst sagte sie nichts. Der Schock hatte sie gelähmt. Dann jedoch reagierte sie.

Dies geschah wie im Zeitlupentempo. Sie öffnete weit ihre Augen und den Mund und stieß einen unter die Haut gehenden Stöhnlaut daraus hervor. Er drückte all das aus, was sie empfand, was sie fühlte, denn sie hatte den schrecklich zugerichteten Toten an der Kleidung erkannt.

Es war Didier la Grange!

»Nein… Nein …!« weinte sie. »Das kann doch nicht wahr sein. Er… Er ist tot. Oh Gott…« Sie schüttelte sich, die Augen füllten sich mit Tränen, und scharf fuhr sie plötzlich herum. »Du!« schrie sie Eddy an. »Du hast ihn getötet!«

Eddy lachte nur kalt. »Ich? Aber wieso denn? Ich war doch hier und nicht im MANHATTAN 2000.«

Gabi starrte ihn an. »Nein, du warst nicht dort. Das stimmt. Aber du trägst trotzdem die Schuld an seinem Tod. Ich weiß es, ich weiß es genau. Du hast ihn nicht gemocht. Der Haß in dir…«

»Na und? Ich bin froh, daß er nicht mehr lebt. So kann ich mich mit dir beschäftigen, Kleine.«

Die junge Deutsche schüttelte den Kopf. »Niemals«, erwiderte sie unter Tränen.

»Niemals lasse ich mich mit dir ein. Lieber… Lieber …« Sie holte tief Atem.

»Lieber sterbe ich!«

»Glaub nur nicht, daß Sterben so einfach ist«, erwiderte Eddy kalt. »Du kannst mir dankbar sein, denn hätte ich dich nicht gerettet, befände sich deine Seele längst beim Teufel, so wie seine!«

Trotz der Schrecken begann Gabi nachzudenken. Eddy hatte den Begriff Teufel erwähnt. In ihrem Kopf blitzte die Erinnerung auf.

Sie sah sich wieder zusammen mit ihrem Freund im Spielsalon stehen. Der Flipper hatte sich verändert. Ein Gesicht war entstanden.

Das Gesicht des Teufels.

Eddy hatte ebenfalls vom Teufel gesprochen. Zufall? Das wollte sie nicht glauben.

Zweimal in so kurzer Zeit wurde vom Höllenfürsten geredet? Da mußte etwas nicht normal sein.

»Was hast du mit dem Teufel zu tun?« fragte Gabi und strich über ihr tränennasses Gesicht.

»Ich bin sein Diener.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Doch. Er tut mir jeden Gefallen. Ich brauche nur zu sagen, was ich haben will, dann bekomme ich es.« Eddy warf sich stolz in die Brust. »Ich wollte dich haben und Didier la Grange tot vor mir liegen sehen. Beides ist in Erfüllung gegangen. Gut, nicht?«

»Wahnsinn!« keuchte Gabi. »Das ist der reine Wahnsinn. Du wirst nie etwas erreichen, wenn du auf die Kräfte des Teufels vertraust.«

»Habe ich dir nicht schon das Gegenteil bewiesen?«

»Ja, aber das alles hat kein gutes Ende. Glaube es mir, die Kräfte des Guten sind stärker, sie müssen es einfach sein.«

»Rede doch keinen Unsinn, Mädchen. Die Hölle gewinnt. Und sie gewinnt immer.«

Gabi wußte nicht mehr, was sie erwidern sollte. Dieser junge Mann war einfach nicht zu belehren. Und leider stimmte es, daß die Hölle in diesem Fall gewonnen hatte.

Welch einen Ausweg gab es?

Die Flucht! Ja, es war ihre einzige Chance. Sie mußte versuchen,

diesen Keller zu verlassen. Aber sie machte einen Fehler, denn sie verriet sich, indem sie zur Tür schaute.

Eddy Blyton hatte sie keine Sekunde aus den Augen gelassen.

Und er bemerkte auch ihren Blick.

»Nein, Puppe, da kommst du nicht raus. Ich habe die Tür abgeschlossen. Und sie wird nur geöffnet, wenn ich es will.« Er senkte seine Stimme, duckte sich und beugte den Kopf vor. »Aber ich will nicht, Kleine. Hörst du? Ich will es nicht. Wir beide bleiben hier. Du glaubst nicht, wie lange ich darauf gewartet habe. Du kannst dir nicht vorstellen, daß ich des Nachts oft mit offenen Augen im Bett gelegen habe und nur von dir träumte. Ich sah dich immer vor mir, wie du es mit diesem Bastard von la Grange getrieben hast. Ihr beide habt…«

»Nein, nein!« schrie das Mädchen. »So war es ja gar nicht. Du irrst dich. Er hat gar nichts gemacht, weil ich ihn nicht gelassen habe. Ich kannte seinen Ruf. Ich habe nur mit ihm gespielt. Zwischen uns ist nichts gewesen!«

»Wirklich?«

»Ich schwöre es!«

Eddy richtete sich auf. Sein Gesicht rötete sich, die Augen begannen zu glänzen.

»Dann habe ich ja noch ein unschuldiges Mädchen vor mir, wie?«

»Was soll das heißen?«

»Ganz einfach, Kleine. Ich liebe unschuldige Mädchen sehr. Aber wenn ich sie erst einmal…«

»Du bist verrückt!« stieß sie hervor.

Eddy setzte sich in Bewegung. »Klar, ich bin verrückt. Auf dich, Süße. Ich werde mir das nehmen, was du Didier nicht erlaubt hast. Ist das klar?«

»Nein!«

»Wer sollte mich daran hindern?« Eddy kam dem Mädchen immer näher und streckte seine rechte Hand aus. Er hätte Gabi fast noch berührt, doch sie drehte sich zur Seite, so daß der Junge ins Leere faßte und einen wütenden Knurrlaut ausstieß.

»Ich finde es überhaupt nicht nett von dir, daß du dich weigerst. Du weißt anscheinend nicht, auf was du dich da einläßt, Kleine. Hinter mir steht der Teufel, und er erfüllt mir jeden Wunsch. Daran solltest du denken.«

»Laß mich in Ruhe.«

»Nie!«

Im nächsten Augenblick schnappte er zu, und seine Arme waren wie die Greifer eines Baggers.

Gabi hatte keine Chance. Sie wollte zwar noch weg, aber sie rutschte unglücklich aus, so daß Eddy nur vorzuspringen brauchte, um sie zu packen. Eisern hielt er sie fest. Er entwickelte unglaubliche Kräfte und

zog Gabi zu sich heran.

»Laß mich los, verflucht! Du sollst mich loslassen!« Gabi kreischte. Sie schlug auch.

Als schwach konnte man sie nicht bezeichnen. Zudem hatte sie ihre Hände zu Fäusten geballt. Eine Faust traf Eddy auf den Kopf, die zweite hämmerte gegen seine Wange.

Er zuckte zurück. Schmerzverzerrt war das Gesicht, die Augen funkelten.

Diese Gelegenheit nutzte das Mädchen. Es huschte zur Seite und verschwand hinter einem Flipper. Als es an ihm vorbei wollte, um in Richtung Tür zu laufen, stolperte es über ein Kabel.

Sie riß es zwar noch aus der Steckdose, das war auch alles. Weg kam sie nicht so schnell, da sich das Kabel noch um ihren Knöchel gewickelt hatte.

In fieberhafter Eile wollte sie ihren Fuß wieder befreien. Sosehr sie sich auch anstrengte, es kostete Zeit.

Und die hatte sie nicht.

Eddy Blyton, obwohl ein wenig korpulent, bewegte sich so flink wie nie zuvor.

Plötzlich stand er neben Gabi, die aufschrie als er zugriff. Diesmal hatte er sie. Er nahm sie in den Schwitzkasten.

Gabi keuchte, würgte und trat um sich. Hören konnte sie noch, und sie vernahm die harten Worte: »Wenn du nicht aufhörst, hier Krawall zu machen, drehe ich dir den Hals um!«

Diese Drohung schockte sie. Gabi erschlaffte in dem Griff.

Eddy schleuderte sie hoch, löste den Griff, packte zu und drückte sie mit der linken Hand auf einen Flipper, während er die rechte unter ihren Pullover schob.

Gabi trug keinen BH.

Eddy wurde angestachelt. Endlich fühlte er das, wovon er immer geträumt hatte, und die Sucht nach diesem Mädchen kam wie eine Explosion über ihn, die ihm den Verstand raubte.

Daß die Warnlampe mehrere Male hintereinander aufblinkte, das merkte er nicht.

Er war viel zu beschäftigt…

***

»So, da wären wir«, sagte Jack Blyton, als wir unsere Fahrzeuge verlassen hatten. Suko und ich schauten uns um.

Das Haus war schon älter. Es war aus grauen Steinen errichtet worden, besaß noch hohe Fenster und lag ein wenig versetzt von der Straße. Eine Einfahrt führte auf den Hof, und ich sah über dem grauen Dach die dunklen Äste der entlaubten Bäume ragen.

Zur Haustür führte eine Treppe hoch. Blyton nahm sie mit schnellen

Schritten.

Nichts wies auf irgendeine Gefahr hin. Die Umgebung des Hauses war ruhig. Der Verkehr lief normal. Ich konnte keinerlei Anzeichen für etwas Ungewöhnliches feststellen.

Blyton öffnete. Auf der Türschwelle drehte er sich herum. Sein Lächeln fiel gequält aus. »Treten Sie doch näher, Gentlemen!«

»Danke.« Wir gingen an ihm vorbei.

Zuerst fiel uns die Ruhe auf. Suko flüsterte: »Die Frau scheint noch nicht zurück zu sein.«

Ich nickte nur.

Für meinen Geschmack war der Flur ein wenig zu dunkel. Zwar standen einige Türen auf, doch aus den dahinter liegenden Zimmern fiel wenig Licht.

»Sie ist nicht zu Hause«, sagte Jack Blyton. Er blieb vor uns stehen und hob die Schultern.

Wir beide merkten, daß ihn schwere Sorgen plagten. Deshalb schlug ich ihm vor:

»Sie sollten sich vielleicht doch einmal mit der Vermißtenstelle bei der Polizei in Verbindung setzen.«

»Jetzt?«

»Meinetwegen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, lassen Sie uns erst durch das Haus gehen. Vielleicht finden wir sie.«

»Wo denn?«

»Möglicherweise im Keller. Da ist nämlich etwas, das ich Ihnen vergessen habe zu erzählen. Meine Frau trinkt hin und wieder einen Schluck zuviel.«

Ich begriff. Der Alkohol ist eine ebenso große Sucht wie das Rauschgift. Man kann sich kaum vorstellen, was Ehepartner oder Freunde unter dieser Krankheit des anderen zu leiden haben.

»Hat sie sich denn schon öfter im Keller verkrochen?« fragte Suko.

»Ja, es ist schon mal passiert.« Blyton wurde sogar rot. »Aber nur, wenn sie getrunken hatte.«

»Das ist klar.«

»Dabei wußte sie danach nicht, wie sie in den Keller gekommen war, wirklich.«

»Am besten wird es sein, wenn wir uns Ihren Keller mal anschauen.«

»Er ist ziemlich groß«, erklärte der Mann auf dem Weg zur Treppe. »Ich habe da noch eine Werkstatt eingerichtet. Einen Großteil der Apparate repariere ich selbst, um Kosten zu sparen.«

»Das ist vernünftig.«

Die Treppe war so breit, daß Suko und der Hausherr nebeneinander gehen konnte.

Ich machte den Schluß und schaute mich immer wieder um.

Wie oft hatten uns unheimliche Fälle in gefährliche Keller geführt. Von einer Gefahr war hier jedoch nichts zu merken. Es war ein völlig normaler Abstieg. Die Wände zeigten die graue Putzfarbe, das Licht war hell genug, und wir konnten uns an einem Geländer festhalten.

Unten sahen wir einen ebenso breiten Gang. Von ihm zweigten mehrere schmalere ab, die alle bis in den letzten Winkel erleuchtet waren.

»Ich habe die Wände herausnehmen lassen und neue Durchgänge geschaffen«, erklärte der Hausherr. »Denn ich brauchte Platz.«

»Und Ihr Sohn?«

»Der hat hier unten ebenfalls seinen Raum.«

»Schläft er hier auch?« wollte Suko wissen.

»Nein, er experimentiert.« Der Mann deutete in den Gang hinein.

»Wir brauchen nur geradeaus zu gehen, dann sind wir da.«

Ich lächelte knapp. »Was hindert uns daran?«

»Nichts.«

Wir gingen jetzt schneller, und es dauerte nur ein paar Sekunden, bis wir vor der Tür standen. Daß wir dabei einen Kontakt berührt hatten, der gleichzeitig in dem Raum hinter der Tür eine Warnleuchte aufflackern ließ, bemerkten wir nicht.

»Ist er da?« fragte Suko.

»Ich höre ihn nicht«, sagte Jack Blyton und klopfte gleichzeitig gegen die Tür.

Eine Reaktion ernteten wir nicht. Hinter der Tür blieb es stumm.

Blyton hob die Schultern. »Wir scheinen wohl ins Leere gefaßt zu haben«, erklärte er.

Ich konnte nicht widersprechen.

Suko aber wollte es genau wissen. Er faßte nach der Klinke, drückte auch gegen die Tür, doch sie rührte sich nicht. »Abgeschlossen«, stellte mein Freund und Kollege fest.

»Fragt sich nur, ob von innen oder außen«, bemerkte ich. »Beides ist möglich.«

»Eddy!« schrie Jack Blyton. »Wenn du in deinem Raum bist, dann öffne sofort!«

Der Junge, falls er wirklich da war, dachte nicht daran. Es rührte sich überhaupt nichts.

»Das ist doch die Höhe. Sollte der wirklich…?«

Jack Blyton sprach nicht mehr weiter, denn wie auch ich hörte er Sukos Schrei.

Mein Freund hatte noch einmal nach der Klinke gefaßt und berührte sie kaum, als ihn der Schlag durchfuhr, ein Schrei aus seiner Kehle drang und er zurückgeworfen wurde.

Kalkweiß war er im Gesicht. »Verdammt, John, dieser Hundesohn hat die Klinke unter Strom gesetzt…«

***

Gabi Neumann wußte, daß sie gegen ihren Klassenkameraden keine Chance hatte.

Dieser Eddy hatte sich etwas in den Kopf gesetzt, und er wollte es auch durchführen. Da war es besser, wenn sie sich nicht wehrte.

Und so blieb sie apathisch. Sie dachte nicht an die Gegenwart, sondern an ihr Elternhaus, und sie stellte sich vor, wie es war, als sie als kleines Mädchen durch den Garten gelaufen war oder auf der Schaukel gesessen hatte, angeschubst von ihrem Vater.

Zwischendurch hörte sie das heftige Atmen des Jungen. Er stammelte Worte, die er wohl selbst nicht verstand. Auch Gabi hörte nicht hin, nur verzog sie hin und wieder das Gesicht oder biß sich auf die Lippen. Sie schaute an ihm vorbei. Da sah sie die Lampe.

Rot und weiß blinkte sie auf. Dies in regelmäßigen Intervallen.

Wie ein Alarmsignal. Alarm?

Kam vielleicht Hilfe? An diesen Strohhalm klammerte sie sich, und sie flüsterte: »Die Lampe!«

Irgendwie mußte Eddy in diesem Augenblick einen lichten Moment gehabt haben, denn er zuckte hoch, drehte den Kopf und stieß einen ächzenden Laut aus. Dann ordnete er blitzschnell seine Kleidung. Er kümmerte sich nicht mehr um das Mädchen, das von dem Flipper rutschte und sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Schluchzend brach es zusammen. Auf dem Boden blieb Gabi hocken. Eddy Blyton war ein paar Schritte zur Seite gegangen, da er unbedingt die Lampe unter Kontrolle behalten wollte. Ja, sie blinkte weiter, und dies bewies ihm, daß es kein falscher Alarm gewesen war. Mit ein paar Schritten war er an den Apparaten vorbei, so daß die Sicht zur Tür frei war.

Er hörte auch die Stimme seines Vaters und vertraute fest auf die unter Strom stehende Türklinke.

Dennoch fühlte sich Eddy gestört. Er konnte sich irgendwie nicht so recht konzentrieren. Daß sein Vater zu ihm kommen wollte, hatte ihm bewiesen, daß doch nicht alles so normal gelaufen war, wie er es sich gedacht hatte. Vielleicht würde Vater sogar die Polizei alarmieren. Schließlich war Eddys Stiefmutter verschwunden, und auch die Explosion in der Spielhalle würde Nachforschungen hinter sich herziehen. Das paßte ihm nicht.

Ob der Satan ihm auch dann noch helfen würde? Wenn ja, wie konnte das geschehen?

Er überlegte, ob er Gabi nicht verstecken sollte. Ewig konnte er sich hier nicht einschließen.

Und da hörte er die Stimme.

Der Teufel meldete sich wieder. Diesmal klangen seine Worte warnend. »Sei vorsichtig, mein kleiner Freund. Sie sind dir bereits auf

der Spur. Gib acht.« Eddy schaute auf den Sichtschirm. Dort sah er wieder die Fratze. Er schluckte.

»Wer ist mir auf der Spur? Mein Vater? Das kann er ruhig. Ich werde mit ihm fertig.«

»Nicht nur er allein. Zwei Männer sind bei ihm.«

»Na und?«

»Gefährliche Männer, Junge. Sehr gefährliche sogar. Das kannst du mir glauben.«

»Was soll ich tun?«

»Erst einmal nichts. Überlasse sie mir. Und denke nur daran, daß du eine Geisel hast.«

»Ich will das Mädchen nicht töten!«

»Brauchst du auch nicht. Aber du brauchst es den anderen auch nicht zu sagen. Verstehst du?«

»Ja.« Eddy schaute besorgt zur Tür. Der Teufel hatte sich nicht sehr optimistisch gezeigt, und das wunderte ihn. Ansonsten strotzte er nahezu vor Selbstvertrauen.

»Bleib nur ruhig, Junge. Ich werde dir helfen, denn die beiden Männer sind auch meine Feinde.«

»Wer ist es denn?« wollte Eddy wissen.

»Der eine heißt John Sinclair. Der andere hört auf den Namen Suko.«

»Kenne ich nicht.«

»Macht auch nichts. Und jetzt hör genau zu…« Der Satan entwickelte einen teuflischen Plan …

***

Der Stromschlag hatte Suko schwer mitgenommen.

Ich half meinem Kollegen und mußte ihn stützen. Suko starrte mich an. Sein Mund stand offen.

»Alter Junge«, sagte ich, »was hast du?«

Mein Freund verzog das Gesicht. Er wollte sprechen, aber die Worte drangen nicht über seine Lippen. Es war sicherlich der Schock, der Suko in den Krallen hielt.

Ich wandte den Kopf und schaute Jack Blyton scharf an. »Wußten Sie, daß Ihr Sohn die Klinke unter Strom gesetzt hat?«

»Nein, Sir, ich…« Er war so durcheinander, daß ich ihm glaubte, was er sagte.

»Dann ist es gut.« Ich grinste scharf. »Ihr Sohn scheint mir ein besonderes Früchtchen zu sein.«

»Ja, er ist schon seltsam.«

»Geht er auch bis zum Mord?«

Blyton atmete tief ein. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß er uns umbringen wollte.«

Ich deutete nur auf die Klinke. »Wer so etwas macht, ist ein Teufel.

Mich würde mal interessieren, welche Geheimnisse er vor der Außenwelt verbergen will.«
»Hinter der Tür sind nur sein Computer und ein paar Spielautomaten«, erklärte mir Blyton.
»Wieso Computer?«
»Eddy ist ein ausgezeichneter Mathematiker, müssen Sie wissen. Da habe ich ihm einen Computer gekauft. Er prüft außerdem mit dem Gerät meine Automaten, die ebenfalls auf elektronischer Basis arbeiten.«
Ich dachte nach. Computer, das war eigentlich das Stichwort.
Konnte es sein, daß es Eddy gelungen war, mit seinem Computer die anderen zu manipulieren?
Das war durchaus möglich. Ich traute ihm nach dem Stromanschlag jede Gemeinheit zu.
Ich hörte Suko stöhnen. Mein Partner schüttelte den Kopf und versuchte ein Grinsen. Er hatte sich wieder gefangen. Suko war eben sehr hart im Nehmen.
»Wie geht es dir?« erkundigte ich mich besorgt.
»Bescheiden. Aber da hat uns doch einer verdammt böse reinlegen wollen«, knurrte er und schaute auf die Klinke.
Ich nickte. »Der kleine Eddy scheint doch nicht so harmlos zu sein.«
»Was tun wir?« Suko schaute mich an und bewegte die Finger seiner Hand. Er wollte wieder Gefühl bekommen.
Ich deutete in Richtung Tür. »Ich glaube kaum, daß die gesamte Tür unter Strom gesetzt worden ist. Wir müßten sie eintreten.« Bei diesen Worten sah ich den Hausbesitzer an.
Er nickte.
»Dann versuchen wir es.«
»Ich bin auch dabei«, erklärte Suko.
Den Hauseigentümer baten wir zur Seite. Wir stellten uns so auf, daß wir einen günstigen Anlauf nehmen konnten.
Dann jagten wir vor, beide zugleich. Mit Tritten mußte es zu schaffen sein. Zur gleichen Zeit dröhnten unsere Füße gegen das Holz, und die Tür, sie bestand aus keinem massiven Material, brach.
Da war ein Knirschen und Reißen zu vernehmen. Plötzlich hing sie schief in den Angeln, klemmte noch unten an ihrer Kante, und Suko trat ein zweites Mal zu.
Freie Bahn.
Die Tür wurde nach innen geschleudert, krachte zu Boden und schlug gegen einen elektronischen Gegenstand, den ich als Computer identifizierte.
Ansonsten war der Raum leer.
Auf der Schwelle tauchte auch Jack Blyton auf. Er schaute sich suchend um, während wir in den Kellerraum hineingingen.

»Eddy!« rief der Mann. »Eddy, wo steckst du?«
Wir bekamen keine Antwort.
Suko drehte sich um. Er bedeutete dem Hauseigner, draußen zu warten.
Wahrscheinlich fühlte er das gleiche wie ich. Irgendwo lauerte eine Gefahr.
Aber wo genau?
Ich atmete durch die Nase ein. Über meinen Rücken kroch eine Gänsehaut. Mit einem Wink gab ich Suko zu verstehen, daß ich den Raum durchsuchen wollte.
Wir teilten uns die Arbeit.
Ich nahm die rechte Hälfte, Suko die linke.
Mir fielen sofort die zahlreichen Automaten auf, die ziemlich dicht beieinanderstanden. Das waren nicht nur Flipper und Spielautomaten, sondern auch hochqualifizierte elektronische Geräte, die man als Killerautomaten bezeichnete und die gerade von Jugendlichen so geschätzt wurden.
Neben einem blieb ich stehen.
Ich schaute in den Automat hinein. Hinter einem auf dem Sockel stehenden Gewehr begann ein Tunnel, an dessen Ende ich eine helle Wand sah.
Was dort erschien, wenn man den Apparat einschaltete, war nicht zu sehen, aber ich hörte das leise Summen.
Der Automat lief.
Meine Augenbrauen zogen sich zusammen, als ich am Ende ein Bild entdeckte.
Erst schimmerte die Fläche leicht grünlich, dann entstand innerhalb dieser Farbe eine rote Wolke, die sich allmählich aufblähte und andere Formen bekam. Die Umrisse eines Gesichts kristallisierten sich heraus.
Der Satan!
Mein besonderer Freund Asmodis starrte mich an. Ja, so kannte ich ihn mit seinem Dreieckskopf, den beiden aus der Stirn wachsenden Hörnern, dem breiten Maul und dem bösen Grinsen.
Obwohl der Teufel in unzähligen Verkleidungen und Verwandlungen erscheinen konnte, zeigte er sich mir immer in seiner Urform, so, wie ihn auch die Menschen des Mittelalters gesehen oder sich vorgestellt hatten.
»Überrascht, mich hier zu treffen?« hörte ich seine rauhe Stimme.
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, eigentlich nicht. Deine Fratze war schon auf einigen Bildschirmen zu sehen. Wie kommt es, daß du dich jetzt um Computer kümmerst?«
»Ich nicht, ein anderer hat es getan.«
»Eddy?«
»Ja, der Junge.«

Ich hörte Schritte und sah, daß Suko näher kam. Auch er hatte unseren Dialog vernommen. Schräg neben mir blieb er stehen. Ich gab ihm ein beruhigendes Handzeichen, bevor ich die nächste Frage stellte.

»Was hat der Junge mit dir zu tun, Asmodis?«

Er lachte. »Eigentlich nichts. Aber er spielt gern mit seinen Computern. Und da hat er einige Dinge eingegeben, die…«

»Welche Dinge?«

»Alle Formeln, die er kannte. Schwarzmagische Formeln. So gelang es ihm, nachdem er viele Möglichkeiten durchgespielt hatte, mich zu beschwören. Er fand *die* Formel.«

»Und du bist ihm erschienen?«

»Genau.«

»Dann gehorcht er dir.«

»Natürlich, obwohl er mich als seinen Diener haben wollte. Darüber konnte ich nur lachen. Ein Menschenwurm will mich zum Sklaven machen. So etwas gibt es doch nicht.«

»Und was hast du mit ihm vor?«

»Noch Großes, denn wenn ihm die Computer gehorchen, wenn er sie manipulieren kann und dies in meinem Sinne geschieht, gibt mir das eine sehr große Machtfülle.« Das konnte ich mir vorstellen.

Bisher hatte der Satan nur von Eddy gesprochen. Gesehen hatte ich ihn nicht. »Wo steckt denn dein Helfer?«

»Oh, ich habe sie verschwinden lassen.«

»Sie?«

»Ja, den Jungen und das Mädchen. Sie heißt Gabi. Eddy wollte sie schon immer haben, doch ein anderer war schneller. Von ihm siehst du nur noch die verkohlte Leiche.«

»Der Junge aus der Spielhalle?«

»Genau der. Er liegt in der Ecke. Seine Seele habe ich. Es läuft alles nach Plan.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht ganz, mein Lieber. Du vergißt, daß wir jetzt hier sind. Und wir kennen uns. Es wird eine heiße Auseinandersetzung geben, das verspreche ich dir.«

»Die du vielleicht verlierst.«

»Du bist sehr sicher, Asmodis. Aber da ist noch etwas. Eddys Vater vermißt seine Frau. Was ist mit ihr geschehen? Hast du sie auch getötet wie den Jungen?«

»Sicher.«

Jack Blyton hatte unser Gespräch gehört. Als er nun wußte, daß seine Frau nicht mehr lebte, da begann er zu schreien. Es war ein Angstschrei, ein Schrei des Schmerzes und der Wut.

»Wo ist sie?« brüllte er. Wir hörten seine Schritte hinter uns und drehten uns um. Im Zickzack lief er durch die schmalen Gänge

zwischen den Apparaten. Er war so erregt, daß er des öfteren gegen die Kanten der Apparate stieß, doch das hielt ihn nicht auf.

Da wir ihm entgegenschauten und dem Apparat den Rücken zudrehten, sahen wir nicht, was hinter uns geschah. Dort bewegte sich etwas.

Es war die elektronisch betriebene Schußkanone, mit der man die Gegenstände abräumen konnte, die beim Spiel an der Rückfront des Killerautomaten erschienen. Und sie bewegte sich lautlos. Eine teuflische Magie zeigte sich dafür verantwortlich.

Schon einmal hatte der Satan bewiesen, wie gut er damit umgehen konnte. Jetzt versuchte er es abermals. Wir waren ahnungslos.

Jack Blyton brauchte noch zwei Schritte, dann hatte er uns erreicht. Sein Gesicht war verzerrt. Er schrie nach dem Teufel, verfluchte ihn als Mörder und stockte plötzlich.

»Was ist?« fragte ich.

»Da, hinter Ihnen!«

Wir kreiselten herum. Noch in der Bewegung erkannte ich das Gewehr, das in diesem Moment zur Ruhe kam.

»Kopf weg!« schrie ich und ließ mich fallen.

Suko zuckte ebenfalls zur Seite. Er dachte dabei auch an Jack Blyton, trat gegen ihn und brachte ihn durch diesen Tritt aus der Schußlinie.

Im nächsten Augenblick schien das Gewehr vor unseren Augen zu explodieren…

***

Ich konnte nicht genau erkennen, was aus der kleinen Mündung hervorschoß, auf jeden Fall glühte es rot, und mir kam es wie ein Flammenbündel vor.

Haarscharf wischte es über unsere Köpfe hinweg und genau zwischen zwei Automaten, bevor es gegen die Wand schlug und dort einen breiten Brandfleck hinterließ.

Ich kam wieder hoch.

Suko ebenfalls, und er drosch von unten her gegen das seltsame Gewehr, dessen Lauf in die Höhe geschleudert wurde.

Der Satan lachte. »Glück gehabt, Sinclair. Beim nächsten Mal erwische ich euch.«

»Von wegen!« Plötzlich hielt ich die Beretta in der Hand und feuerte auf die Fratze.

Die Kugel jagte aus dem Lauf und traf das widerliche Gesicht des Teufels.

Es zerplatzte.

Eine regelrechte Explosion gab es. Die roten Teile spritzten nach allen Seiten weg und erinnerten mich an kleine Flammenbündel, die schließlich verglühten.

»Erledigt?« fragte Suko.
»Glaube ich kaum.«
»Nein, so leicht kann man den Teufel nicht ausschalten, John Sinclair, das solltest du doch wissen!«
Wir flirrten herum.
Den Satan sahen wir nicht. Er hielt sich versteckt. Nur seine Stimme war zu hören.
»Komm, zeig dich!«
Als er meine Stimme hörte, da reagierte er. Plötzlich bewegte sich die Tür.
Wir hatten sie aus den Angeln gewuchtet, doch der Satan stellte sie wieder aufrecht und drückte sie in den Rahmen, noch bevor wir eingreifen konnten.
Das war ein Hammer!
Jack Blyton drehte durch. Er sah seine Felle davonschwimmen und jagte auf die Tür zu.
»Bleiben Sie!« schrie ich.
Der Mann konnte oder wollte nicht hören. Er rannte in seinen Tod. Die Tür war sicherlich magisch aufgeladen.
Suko dachte ebenso wie ich. Nur stand er etwas günstiger zu Jack Blyton als ich.
Der Chinese startete. Er wollte Blyton einholen, doch es befanden sich zu viele Hindernisse im Weg.
Zudem lagen Kabel auf der Erde, die mein Freund überspringen mußte, und so kam er zu spät.
Jack Blyton fiel gegen die Tür. Für einen winzigen Augenblick sah es so aus, als würde seine Gestalt durchsichtig. Ein Flimmern legte sich über sie, dann wurde er in die Tür hineingezerrt. Teuflische Kräfte sorgten dafür. Die Höllenmagie von Asmodis hatte ein weiteres Opfer.
Der Mann schrie gellend. Er kam jedoch nicht gegen die Höllenkräfte an.
Blyton wurde eins mit dem Holz.
Sekundenlang sahen wir seinen Körper noch. Die Arme hielt er halb erhoben, die Beine ein wenig gespreizt, dann verlöschte das Bild, und wir erkannten nichts mehr.
Die magische Falle hatte ihn verschlungen.
»O verdammt, mußte das sein?« stöhnte Suko und schaute mich gequält an.
Ich schüttelte den Kopf. Aber ich wollte es wissen. Der Satan konnte viele Fallen stellen, doch auch ich war nicht so wehrlos, wie es den Anschein hatte.
Ich besaß noch mein Kreuz.
Rasch streifte ich die Kette über den Kopf. »Der Tür werde ich mal zu Leibe rücken«, versprach ich finster.

»Sieh dich vor, John.«
»Ja, ja…«
Auf direktem Weg steuerte ich mein Ziel an. Asmodis hatte die Tür zu einer magischen Falle umfunktioniert. Ich war sehr gespannt, wie sie auf mein Kreuz reagierte.
Einen Schritt davor blieb ich stehen.
Das Holz hatte wieder seine ursprüngliche dunkle Farbe angenommen. Keine Umrisse waren innerhalb dieses Materials zu sehen. Jack Blyton blieb verschwunden.
Ich streckte den Arm vor.
Kontakt!
Schwarze und Weiße Magie trafen zusammen. Zwei gegensätzliche Pole, die miteinander kämpften.
Wer würde es schaffen?
Ein Zittern lief durch das Holz. Ich hatte das Gefühl, als wollten ungeheuer starke Kräfte die Tür aus den Angeln reißen. Sie zitterte, schlug hin und her, klappte gegen das Futter und glühte für einen Moment dunkelrot auf, bevor sie wieder so wurde, wie es sein mußte.
Ich riskierte es und berührte sie mit der Hand.
Völlig normal.
Ich drehte mich zu Suko um. »Okay, wir können den Raum verlassen«, sagte ich.
Suko schaute an mir vorbei. Seine Augen waren geweitet. »Da, John«, flüsterte er.
»Sieh doch…«
Es war grauenhaft.
Der Satan bewies seine Unmenschlichkeit. Er hatte sein Opfer bekommen, aber er gab es an uns zurück.
Aus dem Türfutter drang etwas Schwarzes, Längliches. Es war die Hand eines Menschen…

***

Suko und ich vergaßen die Umwelt. Unsere Blicke waren starr auf die Tür gerichtet, wo dieser grauenhafte Vorgang ablief. Die Hölle spie ihr Opfer aus.
Schwarz, verbrannt – tot!
Der Mann, der aus der Tür gedrückt wurde, war kein anderer als Jack Blyton. An der schwarzen, verbrannten Hand konnten wir ihn nicht erkennen, nur an der Kleidung, und wie gebannt schauten wir weiter zu, denn in den nächsten Sekunden erschien auch der restliche Körper.
Nach der Hand folgten der Arm, die Schulter, dann der Kopf. Wo sich einst das Gesicht befunden hatte, war nur noch eine schwarze, mumienhafte Fläche. Haare sahen wir überhaupt keine mehr.
Es war schlimm.

Ich mußte schlucken, schielte zu Suko rüber und sah, daß auch mein Freund blaß geworden war. Er hob die Schultern, da er sich hilflos fühlte. Suko wußte nicht, was er sagen sollte, während uns die Leiche vor die Füße kippte.

Asmodis hatte wieder einmal bewiesen, zu welch grausamen Taten er fähig war.

Die Hölle nahm keine Rücksicht auf Menschenleben.

Wir standen da und konnten nichts tun. Dem armen Kerl war nicht mehr zu helfen.

Auf unseren Gesichtern perlte der Schweiß. Er rann mir auch in die Augen. Ich wischte ihn weg und drehte mich zur Seite. Meine Haltung wirkte hölzern, das Grauen hatte voll zugeschlagen. Vor unseren Augen war ein Mensch vernichtet worden.

Es ist nicht einfach, darüber hinwegzukommen. Und von dem Jungen hatten wir noch immer nichts gesehen.

Mit einem dumpfen Aufprall fiel der Tote zu Boden und blieb liegen.

»Das ist die zweite Leiche«, flüsterte Suko, wobei er den Kopf schüttelte. »Die andere liegt dort hinten.«

Ich drehte mich um. Im selben Augenblick erklang ein Summen.

Auch der Computer vor mir wurde eingestellt. Auf dem Sichtschirm flackerte es, und einen Atemzug später sahen wir das Gesicht des Teufels.

»Ich werde mit dem Computer spielen«, flüsterte die schreckliche Visage und kicherte. »Ich habe ihn manipuliert. Er wird mir allein gehorchen, alle anderen Geräte ebenfalls. Ich bin der Teufel, John Sinclair, und ich mache aus diesem Raum eine Hölle. Gebt genau acht, ihr beiden. Es kann losgehen!«

***

Eine Erklärung für die folgenden Ereignisse hatten wir nicht. Es war einfach die Schwarze Magie, die der Satan steuerte und für seine Zwecke einsetzte. Jemand hatte sich der modernsten Technik bedient, um eine Beschwörung durchzuführen, jetzt schlugen die Kräfte der Schwarzen Magie voll zurück. Mir gingen in diesen Sekunden zahlreiche Gedanken durch den Kopf. Ich dachte daran, daß der Horror nicht begrenzt war. Auch unsere Gegner bedienten sich der modernsten Technik und spannten sie für ihre Zwecke ein, wobei ihre Ziele dieselben blieben. Die Unterjochung der Menschheit!

Ein auf den Teufel programmierter Computer. So etwas hatten wir auch noch nicht erlebt.

Ein Rattern schreckte mich hoch. Einer der einarmigen Banditen lief von allein. Da drehte sich die Walze, der Hebel an seiner rechten Seite bewegte sich ebenfalls, und die zwei anderen Apparate fielen fast gleichzeitig mit ein.

Auch die Killerautomaten blieben nicht stumm. Wir hörten das hohle Pfeifen, wenn irgendwelche Gegenstände über den Schirm wischten, krachende Abschüsse folgten. Die Gewehre drehten sich, unsichtbare Finger betätigten die Drücker, das Licht begann zu flackern, und auf den Schirmen entstand ein wirres, buntes Farbenspiel aus Kreisen, Vierecken und Linien.

Der Teufel hatte sich zurückgezogen. Jedenfalls war seine Visage auf dem Monitor nicht mehr zu sehen, aber daß er noch in dem Raum war, war uns klar. Ich hielt meine Beretta in der rechten Hand. Auch das Kreuz befand sich außerhalb meiner Kleidung. Es konnte einen guten Schutz bieten.

Suko war zur Seite gegangen. Wie auch ich beobachtete er die Apparate. Aus jedem dieser Dinger konnte eine teuflische Gefahr auf uns zukommen, der wir kaum etwas entgegenzusetzen hatten, weil sie einfach zu schnell war. Ein Fauchen erklang.

Der Killerautomat schoß. Das Flammenbündel raste auf mich zu.

Ich hechtete zur Seite, und das Ding verfehlte mich. Ich blieb auf dem Boden.

»Achtung, John. Ich gehe von der anderen Seite ran!« vernahm ich Sukos Stimme. »All right.«

Auf Händen und Füßen bewegte ich mich voran. Bunte Lichtblitze bedeckten meinen Körper in zuckenden Intervallen. Dann sah ich einen der Walzenautomaten. Er flog in die Luft.

Eine ungeheure Kraft drückte ihn auseinander. Die einzelnen Stücke verteilten sich raketenartig im Raum. Es waren scharfe Gegenstände darunter, die einem Menschen schwere Verletzungen zufügen konnten. Ich machte mich so flach wie möglich und wartete ab.

Getroffen wurde ich nicht.

Aber es ging weiter. Aus den Resten des Apparates erschien eine grüne Klaue.

Ich feuerte.

Die Silberkugel hieb genau in die Hand, die abgeschlagen wurde, als hätte jemand mit einer Machete dagegengehauen.

Als verkohltes Stück fiel sie zu Boden.

In der Nähe ratterte ein Flipper. Dann hörte ich Schüsse. Suko hatte gefeuert. Die Echos schwangen noch durch den Raum, als wir beide das Heulen vernahmen.

Etwas sirrte überlaut. Ich riskierte einen Blick, schaute nach links und sah, wie sich eines dieser elektronischen Gewehre im Kreis bewegte und Feuerbündel verschoß.

Schnell tauchte ich wieder nach unten.

Der Horror hatte noch kein Ende. Der Flipper bewies mir, welch eine teuflische Kraft in ihm steckte.

Er explodierte.

Als dies geschah, riß ich in einer instinktiven Bewegung beide Arme hoch und schützte mein Gesicht. Gleichzeitig warf ich mich nach hinten, kam gut auf und rollte herum.

Über mir fauchte die Feuersäule.

In der Spielhalle hatte ich den Horror nicht selbst miterlebt, sondern kannte ihn nur aus Erzählungen. So ähnlich wie hier mußte es gewesen sein.

Den Gluthauch bekam ich noch zu spüren, einen Splitterregen ebenfalls, dann war das Schreckliche vorbei.

Ich nahm die Hände wieder herunter, richtete mich auf und sah ihn.

Das mußte Eddy sein.

Ein veränderter Mensch. Ein Computer-Mensch, der innerhalb der Automatenreste stand und auf mich wirkte wie eine skurrile Comicfigur. Er hatte zwar seine menschliche Gestalt behalten, doch sie erinnerte mich an ein lichterfülltes Raster.

Der junge Mann schien keine Knochen zu haben. In seinem Körper glühte es dunkelrot. Die Umrisse traten scharf und deutlich hervor. Der Kopf bestand aus einer durchsichtigen Masse, erinnerte mich an ein Fenster, nur sah ich hinter der Stirn kein Gehirn mehr.

Rädchen, Schaltungen, Mikroelemente! Und das Gesicht des Satans, das hindurchschimmerte.

Aus Eddy war ein lebender Computer, ein Roboter oder Kunstmensch geworden.

Ich feuerte.

Die Kugel jaulte auf, als sie gegen die Gestalt wuchtete, doch sie konnte sie nicht zerstören, sondern prallte ab und zischte als Querschläger weg.

Eddy verließ den Automat. Er rollte mit den Augen. Sein Gesicht wirkte seltsam bleich. Die kleinen Lampen strahlten von innen dagegen. Dadurch erschien mir die Haut sehr durchsichtig.

Er kam auf mich zu.

Noch einmal feuerte ich. Diesmal hatte ich auf seine Stirn gezielt, errang allerdings auch hier keinen Erfolg. Als plattgedrückter Querschläger jagte die Kugel davon. Mir wurde es klamm ums Herz. Wie sollte ich ihn stoppen?

***

Suko konnte sich um seinen Freund John Sinclair nicht kümmern, denn die mit teuflischer Magie gefüllte Elektronik zog auch ihn in seinen Bann. Neben, vor und hinter ihm ratterten die Apparate. Sie stießen ein Summen, Pfeifen oder hohes Singen aus. Dazwischen ertönte ein Krachen, wenn irgendwelche Flugzeuge auf den Sichtschirmen explodierten.

Hinter einem Flipper fand Suko Deckung. Er hatte schon geschossen,

sein Freund John Sinclair ebenfalls. Beide jedoch ohne Erfolg.

Vor sich sah Suko die dunklen Leitungen. Mit einem Ruck riß er sie aus der Steckdose.

Es war nur eine vage Hoffnung gewesen, die sich zudem nicht erfüllte. Er konnte die Apparate auch nicht stoppen, obwohl er die Stromzufuhr unterbrochen hatte.

Sie liefen weiter.

Ratterten, schossen, sangen, heulten und jaulten.

Gewehre verschossen Flammenbündel, und Suko mußte achtgeben, daß er nicht getroffen wurde. Oft genug preßte er sich an den Boden, der vibrierte, weil sich die Schallwellen der eingeschalteten Apparate übertrugen.

Dann hörte er das Weinen.

Suko warf sich herum. Seine Augen wurden groß, als er einen Automat erkannte, der an der Wand hing und sich auf schreckliche Art und Weise verändert hatte.

Sein Hebel war zum Arm geworden. Wie ein grüner, dicker Wurm ragte er aus dem Apparat, hatte sich gekrümmt, und diese Krümmung umfaßte den Hals eines jungen blondhaarigen Mädchens.

Noch konnte sie weinen. Im nächsten Moment wurde ihr die Luft so hart abgepreßt, daß sie keinen Ton mehr hervorbrachte.

Suko brauchte nicht lange zu raten, wen er vor sich hatte. Das mußte das Mädchen namens Gabi sein, die junge Deutsche, die Eddy immer in seine Klauen bekommen wollte.

Er hatte sie bekommen und genommen, denn die Kleidung des Mädchens war zum Teil zerrissen. Besonders der Rock zeigte diese Stellen. Die Beine schimmerten durch. Suko konnte blaue Flecken und Kratzstellen erkennen.

Sein Gesicht vereiste. Zorn auf diesen Kerl schoß in ihm hoch, während er gleichzeitig die Beretta in die linke Hand wechselte und die ausgefahrene Dämonenpeitsche in die rechte nahm.

Er mußte Gabi befreien!

Wer dieses Monstrum war, das aus dem Apparat kroch, interessierte ihn nicht. Auf keinen Fall durfte es so weit kommen, daß es die junge Deutsche tötete. In den Augen des Mädchens stand die Angst. Zusätzlich auch ein stummes Flehen, das Suko galt. Er sprang.

Mit der Peitsche schlug er nicht zu. Suko hatte es sich im letzten Augenblick anders überlegt. Dafür nahm er die Beretta und preßte die Mündung gegen den grünen, schuppigen Arm des Monstrums.

Dann drückte er ab.

Gabi erschrak, als sie den Schuß hörte. Suko hatte so gezielt, daß die Kugel schräg in den Arm fuhr, und zwar weg von der Geisel.

Der Arm zuckte.

Er peitschte dabei herum, gab die Kehle der jungen Deutschen frei,

und Suko fing das Mädchen gedankenschnell auf, als es zu Boden sackte. Sofort zog er es aus der unmittelbaren Gefahrenzone.

Das Monstrum starb.

Suko sah auch das Gesicht, das zu ihm gehörte. Hinter der Scheibe schimmerte etwas Dickes, Grünes. Ein widerlicher Kopf, flach und irgendwie hirnlos. Ohne Augen, Mund oder Nase, irgendein dämonischer Diener des Teufels, der verging, als die Magie der geweihten Silberkugel ihn voll traf.

Der Arm wurde dunkel und faulte allmählich ab. In größeren Brocken fiel er zu Boden.

Gabi war nicht fähig, überhaupt ein Wort zu reden. Sie besaß auch nicht die Kraft, Suko zu unterstützen. Apathisch ließ sie sich in Richtung Tür ziehen, wobei ihre Hacken über den Boden schleiften und dort Spuren hinterließen. War die Tür noch magisch geladen?

Suko wußte es nicht. Ihm war nur klar, daß er mit der Geretteten nicht im Raum bleiben konnte. Lichtblitze umgaben ihn.

Die Gewehre schossen noch immer. Zum Glück lagen diese Feuerzungen zu hoch, und Suko hütete sich, mit dem Kopf zu sehr in ihre Nähe zu gelangen. Er befand sich mit der jungen Deutschen etwa drei Schritte von der Tür weg, als er Eddy sah.

Und auch John Sinclair. Suko stoppte, denn zwischen beiden bahnte sich ein entscheidender Kampf an…

***

Ich konnte Eddy Blyton nicht mehr als einen Menschen ansehen. Er war in meinen Augen ein computerbesessener Teufel, denn all das, mit dem er immer experimentiert hatte, verwandelte sich nun zu einem Bumerang. Der Computer hatte in Zusammenarbeit mit dem Teufel voll die Kontrolle übernommen. Daß der Satan in ihm steckte, konnte ich sehr gut erkennen. Asmodis’ Gesicht schimmerte in Brusthöhe des jungen, veränderten Mannes. Die rote Fratze leuchtete durch die Kleidung, und sie sprach auch mit mir. Doch zuvor lachte sie mich aus.

Dieses Lachen hörte sich siegessicher an. Asmodis hatte sich wieder gefangen, das kriegte ich in diesen Augenblicken zu hören.

Schwer waren seine Niederlagen gewesen. Er hatte lange Zeit Wunden geleckt, nun machte er sich auf den Weg, um bei anderen neue Wunden zu schlagen.

Und Eddy war sein Opfer.

Wieder einmal bekam ich die Dummheit der Menschen bestätigt.

Wie konnte ein Sterblicher nur annehmen, daß die Hölle auf ihn hören würde? Das gab es nicht, nein, der Teufel hatte seine eigenen Methoden, um die Menschen in seine Gewalt zu bekommen.

Danach zwang er ihnen seinen Willen auf.

Wie bei Eddy Blyton.
Gegen Kugeln war er gefeit, aber würde er auch meinem Kreuz widerstehen?
Ich probierte es. Zuerst lockte ich ihn. »Komm her!« zischte ich. »Los, näher ran, ich werde dich…«
Da griff er an.
In seinem Kopf explodierte etwas, ein heller Strahl drang aus der Stirn und zielte auf mein Gesicht.
Blitzschnell riß ich das Kreuz in die Höhe. Die Bewegung war kaum mit den Augen zu verfolgen, und ich hatte unwahrscheinliches Glück, daß der Strahl nicht mich, sondern das Kreuz traf. Aufgesaugt wurde er nicht, sondern reflektiert.
Er kam zurück.
Und zwar voll.
Eddy wurde getroffen. In sein Gesicht hieb die magische Lanze und drang in den Kopf.
Was sich dort plötzlich abspielte, war sagenhaft. Die teuflische Programmierung geriet durcheinander. Schaltstellen wurden im Schädel zerstört, farbige Lichtexplosionen tanzten auf seinem Kopf, und plötzlich fuhren auch Blitze aus seinen gespreizten Fingern.
Sie allerdings trafen nicht mich, sondern die Apparate, die verteilt im Raum standen.
Wie Keulenschläge hieben sie hinein. Sie zerstörten deren mechanische Seelen, hieben auch die dämonische Macht entzwei, die in diesen Werken der Technik steckte. Und obwohl ich nicht getroffen wurde, bekam ich es mit der Angst zu tun.
Wir mußten weg!
Jetzt erst, als ich mich umgedreht hatte, erkannte ich Suko und ein blondhaariges Mädchen. Der Chinese hatte die Kleine auf seinen Arm genommen.
Mit mir zusammen hetzten sie zur Tür, die ich rasch aufriß und über die Schwelle hinweg in den Gang taumelte.
Zum Glück war die Tür frei von magischen Energien. Die tobten sich innerhalb des Raumes aus.
Als Suko mit seiner Last ebenfalls den Gang betreten hatte, hämmerte ich mit einem Fußtritt die Tür zu. Krachend fiel sie ins Schloß, und ein Donnern hörten wir aus dem Raum.
Es war nicht das einzige Geräusch.
Innerhalb dieses Zimmers kam es zu einem regelrechten Inferno.
Wir sahen nichts, aber wir hörten es.
Geräusche, die man nicht deuten konnte. Als würden Hunderte von Dämonen noch einmal schreien, bevor sie untergingen.
Und einen besonderen Schrei vernahmen wir auch.
Den Todesschrei!

Eddy Blyton, derjenige, der alles angezettelt hatte, starb einen qualvollen Tod.

Mein Kreuz, das die gefährlichen Strahlen zurückgeworfen hatte, trug indirekt die Schuld daran.

Wir hörten Eddy brüllen.

Es war infernalisch. Keine noch so dicke Mauer konnte das Echo zurückhalten.

Bleich waren unsere Gesichter. Nur die junge Deutsche stand teilnahmslos neben uns. Sie weinte nicht einmal. Der Schock war zu groß für sie.

Das Schreien endete nicht abrupt. Es verklang allmählich, wurde zu einem schrillen, pfeifenden Geräusch, nahm an Lautstärke ab, verwandelte sich in ein Heulen und mündete schließlich in ein wimmerndes Geräusch, bevor es völlig verstummte.

Suko und ich warteten noch. Wir schauten uns an. Nach einigen Sekunden nickte mein Partner in Richtung Tür. »Sollen wir mal nachschauen, John?«

Ich war einverstanden.

Vorsichtig öffneten wir. Kaum stand die Tür spaltbreit offen, als uns schon der graue Qualm entgegenwallte. Ich zog sie ganz auf und schaute zusammen mit Suko auf ein Trümmerfeld.

Kein einziger Apparat war heil geblieben. Sie waren ineinandergefallen und zum Teil geschmolzen. Sie bildeten ein stinkendes, rauchendes Chaos.

Träge wallte der graue Qualm darüber. Es war ein Bild der Vernichtung und der Zerstörung.

Von Eddy Blyton konnten wir nichts mehr erkennen. Der junge Mann, der die Hölle herausgefordert hatte, war ebenfalls mit untergegangen. Nur den Teufel hatten wir nicht vernichten können.

Wir hörten sein Lachen. Danach seine Stimme. »Gewonnen habe ich trotzdem, Geisterjäger, denn es war ein gutes Experiment. Zwar nicht vollkommen, aber was nicht ist, kann noch werden – oder?«

Dann wurde es still.

Auch wir gingen. Gabi Neumann nahmen wir mit. Sie hatte das Grauen als einzige überstanden…

***

Auch Louise Blyton wurde gefunden. Arbeiter entdeckten sie Tage später beim Reinigen des Schachts.

So hatten die Mitglieder der Familie Blyton die teuflischen Experimente ihres Sohnes mit dem Leben bezahlen müssen. Als der Raum im Keller durchsucht wurde, fanden die Experten keine Leichen mehr. Weder von Jack Blyton noch von Didier la Grange war etwas zu sehen.

Seinen Eltern den Tod des Sohnes klarzumachen, wollte Sir James übernehmen.

Dafür war ich ihm dankbar. Gabi Neumann hatten wir in einem Krankenhaus untergebracht. Nach ihrer Genesung wollte sie wieder zurück in die Heimat.

Ein sehr verständlicher Wunsch, wie ich meine…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 024 »Der lächelnde Henker«